Mor.
8 ff 2

Mor 817 1/2

Priedhofer

Unrecht Gut thut nie gut,

oder:

Was der Segen Gottes in das Haus bringt!

Eine
lehrreiche Erzählung
mit einem Vor- und Nachworte
zur
Beherzigung
des siebenten göttlichen Gebothes.

Ein
Christenlehr- und Prüfungsgeschenk
von

Korb. Ant. Riedhofer,
ehemal. Benediktiner von Benediktbeuren und dermaligem
Pfarrer zu Uttigkofen.

Landshut,
Verlag der Krüll'schen Universitätsbuchhandlung.
1832.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Lieber Leser!

„Dieß ist Dichtung," wirst du denken, da du dieß Büchelchen zur Hand nimmst, um es zu lesen. Ich sage aber dir: „es ist alles Wahrheit, was in selbem erzählet wird;" denn so ist's und geht's in der Welt.

Möge Gott geben, daß des Unrechtes weniger werde! Um dieses flehet zu ihm

der

Erzähler.

1.

Die Schule in Wiesenkirchen.

Die Schule in Wiesenkirchen hatte vor allen Schulen in der weiten Umgegend den Vorzug. Sowohl der Herr Pfarrer als Lokalschulinspektor war ein eifriger und verständiger Schulfreund, der sich alle Mühe gab, seine Schule als eine gute Schule zu erhalten, als auch der Schulmeister, obgleich schon in einem etwas hohen Alter, zeigte im Unterrichte und in der Unterweisung der Kinder nebst vieler Geschicklichkeit großen Eifer, und verdiente in Wahrheit den Namen, den er führte, als Meister seiner Schule. Die Kinder lernten nicht nur Christenthum, Lesen, Schreiben, Rechnen und viel

anderes, sondern sie standen auch unter einer strengen Aufsicht. Der Schulmeister Gotthard verstand auch die so seltene, übrigens einem Lehrer höchst nothwendige Kunst, mit den Kindern auf eine Art umzugehen, daß sie ihn fürchten und lieben mußten. Er lohnte und strafte, wie sie es verdienten, ohne auf Jemand Rücksicht zu nehmen, und erhielt sich auf diese Weise sowohl bey den Eltern als auch bey den Kindern im gehörigen Ansehen.

Auf was der Herr Pfarrer in der Schule sein größtes Augenmerk richtete, und worin ihm auch sein Schulmeister kräftigst beyhalf, war das Christenthum und eine gute sittliche Aufführung. Der Herr Pfarrer kam daher fast täglich in die Schule, und ertheilte den Kindern Unterricht in der christlichen Lehre. Er war mit dem nicht zufrieden, daß sie die Fragen des Katechismus beantworten und auswendig hersagen konnten; er lehrte sie auch selbe verstehen, und was bey jedem Unterrichte die Hauptsache ausmacht, sie auf ihre Umstände anwenden. Die Lehre von Gottes Allgegenwart,

vom Vertrauen auf Gott, von dem Werthe und der richtigen Anhörung des heiligen Meßopfers, vom wahren und gottgefälligen Gebethe, vom würdigen Empfange der heiligen Sakramente der Buße und des Altares waren Hauptlehren, bey welchen er sich am meisten aufhielt, und die er ihren kindlichen Herzen nicht tief genug einprägen zu können glaubte. Hingegen aber auch Ungehorsam, Müssiggang, Lügen und Betrügen, Schimpfen und Schlagen waren jene Fehler, vor welchen er immer nachdrücklichst warnte, und die er auch ganz unnachsichtlich bestrafte.

Es traf gerade zu, daß in einem vier Stunden weit entlegenen Marktflecken ein Mörder durch das Schwert hingerichtet wurde, bey welcher Hinrichtung auch einige Schulkinder zugesehen hatten. Da nun nahm der Herr Pfarrer Gelegenheit, mit seinen Kindern über diesen schauderhaften Vorfall zu sprechen, und ihnen zu zeigen, wohin angewöhntes Lügen und Betrügen führe. „Sehet, Kinder! sprach er: als er gleich den andern Tag in der Schule zur Christen-

lehre erschien, wie weit man zuletzt komme, wenn man anfänglich die kleinen Fehler des Lügens und Betrügens nicht achtet, und sie zur Gewohnheit werden läßt. Wer gerne lüget, ist vom Betrügen nicht mehr ferne; und auf kleine Betrügereyen folgen bald große Diebstähle. So war's bey dem Mörder, der hingerichtet worden, und wobey einige von euch zugesehen haben; wie es das über ihn erlassene und gedruckte Urtheil deutlich genug ausspricht. Er begieng nicht gleich schon als Knab große Diebstähle. Es waren nur Kleinigkeiten, die er zwackte, und von welchen er sich, wenn er nicht erwischt wurde, schlau wegzuläugnen wußte. Er war anfänglich nur ein Lügner und Dieb noch im Kleinen; er wurde aber dieses bald im Großen, und so zwar, daß er zuletzt auch einen Mord begieng, der Gerechtigkeit in die Hände fiel, und die Strafe des Todes erleiden mußte.“

„Was hast du also aus dieser Geschichte zu lernen? Simon!“ fragte der Herr Pfarrer.

Simon. Daß wir uns schon vor kleinen Fehlern hüten sollen.

Pf. Warum? Marie!

Mar. Weil sie mit der Zeit zu größeren führen.

Pf. Vor welchem Fehler aber lehrt die erzählte Geschichte, daß sich Kinder und junge Leute absonderlich hüten sollen?

Mar. Vor dem des Lügens und Betrügens.

Pf. Ja, Kinder! dieser Fehler ist es, der oft so böse Folgen nach sich ziehet! Dieser ist es, vor welchem ich euch nicht genugsam warnen kann. O Kinder! hütet euch vor der Sünde des Lügens; um das Lügen ist es eine schändliche und verderbliche Sache. Welch ein schönes Lob ist es für einen Menschen, wenn man von ihm sagen kann: „dieser ist ein redlicher, aufrichtiger Mensch — dem kann und darf man trauen, ohne Furcht, von ihm belogen und betrogen zu werden — auf sein Wort ist sich in Wahrheit zu verlassen; denn wie er redet und spricht, so denkt er auch im Herzen.“ Welch eine Schande aber ist es für einen Menschen,

von dem es heißt: „dieser verdient keinen Glauben; er ist ein Lügner — er handelt nicht redlich und aufrichtig — man weis nicht, was man von seinen Reden halten oder glauben soll — auf sein Wort ist nicht zu gehen; denn er redet anders und denkt anders.“ So schändlich aber die Lüge ist, so verderblich ist sie auch; denn sie verleitet nur zu gern zum Betruge, zum Diebstahle. Es beweiset dieses ja deutlich genug das uralte Sprichwort: „Wer gern lügt, der stiehlt auch gern.“ Mit welcher Vorsicht also sollen sich Kinder vor Lügen hüten! wie sollen sie auf ihre Reden aufmerksam seyn, daß ihnen kein unwahres Wort entwische! wie sollen sie sich nicht recht oft der Rechenschaft erinnern, die sie einmal bey Gott wegen ihren Reden werden zu geben haben!

So väterlich aber der Herr Pfarrer vor dem schändlichen und verderblichen Lügen die Kinder warnte, so warnte er sie eben so nachdrücklich vor der Sünde des Betruges und des Diebstahles. „Lasset, sprach er: Jedem das Seinige! Nehmet nichts, was nicht euer ist, so geringfügig es auch seyn

mag. Wir haben ein ausdrückliches Geboth Gottes, das uns gebiethet, gegen das Hab und Gut unseres Nebenmenschen gerecht zu seyn."

„Gertraud! so fragte jetzt der Herr Pfarrer, weist du es mir zu nennen? Das wie vielste ist es unter den zehen göttlichen Gebothen?"

Gertr. Das siebente.

Pf. Wie lautet es?

Gertr. Es lautet: „Du sollst nicht stehlen."

Pf. Was nun verbiethet dieses Geboth?

Gertr. Es verbiethet zwey Stücke: erstens: Jemanden das Seinige zu nehmen; dann zweytens überhaupt fremdes Gut zu behalten.

Pf. Was aber gebiethet das nämliche Geboth Gottes?

Gertr. Es gebiethet, Jedem das Seinige zu geben, und das Seinige zu lassen.

Pf. Xaver! sage du mir, haben wir nicht noch ein göttliches Geboth, das mit dem siebenten übereinstimmet?

Xav. Ja! das zehente: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Gut.“

Pf. Was wird nun in diesem Gebothe gebothen?

Xav. Daß wir jedem das Seinige gönnen, und wir mit dem unsrigen zufrieden seyn sollen.

Pf. Was wird aber in selbem verbothen?

Xav. Schon die Begierden — schon das Verlangen nach fremdem Eigenthume.

Pf. Sehet also, Kinder! Gott ist es, der diese zwey Gebothe gegeben. Gott ist es, der durch dieselben jeden Angriff des fremden Gutes, ja sogar die unordentliche Begierde nach demselben verbothen hat. Nicht nur die werkthätigen und öffentlichen Diebereyen also, sondern auch die heimlichen Betrügereyen und Ungerechtigkeiten — selbst das Begehren und Verlangen nach fremdem Gute ist den Gebothen Gottes zuwider. Wie ich also schon oben sagte, so schärfe ich es euch nochmal ein: Lasset Jedem das Seinige, und nehmet nichts, was nicht euer ist! Durch ungerechtes Gut würdet ihr euch hier

schon statt Glück und Segen nur Unglück und Verderben bereiten. Und was euch dann erst in der Ewigkeit zu erwarten bevorstehen würde!"

So schöne treffliche Lehren gab der Herr Pfarrer jedesmal den Kindern, so oft er in die Schule kam. Aber auch der Schulmeister Gotthard verabsäumte nichts, durch seine Kraftworte hinzuwirken, daß diese Lehren nicht blos angehöret und dann vergessen, sondern daß sie befolget, und in Ausübung gebracht wurden. Die Kinder kamen auch deßwegen sehr gut in der christlichen Glaubens- und Sittenlehre unterrichtet aus der Schule. Da fehlte aber nun eines, und dieses war: Die Eltern verdarben und ließen zu Hause wieder alles verderben, was der Herr Pfarrer und sein Schulmeister Gutes in die Herzen der Kinder zu pflanzen bemühet waren, wie das Nachfolgende lehren wird.

2.

Die Eltern in Wiesenkirchen.

Wenn die Katze nicht zu Hause ist, sagt ein altbekanntes Sprichwort, so tanzen die Mäuse auf den Bänken herum. Und wenn die Kinder ohne Aufsicht gelassen werden, so treiben auch sie, was sie mögen und wie es ihnen taugt. Daher die große Pflicht der Eltern, strenge Aufsicht über die Kinder handzuhaben.

Eine christliche Haushaltung, in welcher sich kleinere und größere Kinder vorfinden, gleichet sie nicht einer Schule, in welcher die Eltern die Stelle des Schulmeisters vertreten, um ihre Kinder in allem Guten zu unterweisen, sie zur Tugend und Gottseligkeit anzuführen, und Sorge zu tragen, daß sie fromm und einst selig werden? Thun auch einige Eltern dieses, so giebt es wieder andere, die wohl auch ihren Kindern Unterricht ertheilen und ertheilen lassen, sie deßhalb auch in die Schule und zur Christenlehre schicken, aber den großen Fehler begehen,

daß sie selbe nicht nach Erforderniß in gehöriger Aufsicht behalten. Merken nun aber die Kinder, daß sie hingehen können, wohin sie wollen, thun und treiben können, was ihnen beliebt, umgehen können, mit wem es ihnen gefällig ist, wie bald wird es sich mit den Sitten solcher Kinder anders verhalten, wie leicht werden sie auf Irrwege gerathen, da sie aus Mangel gehöriger Einsicht und Ueberlegung sich selbst nicht zu leiten verstehen! wie werden sie sich bey ihrem angebohrnen Leichtsinne nicht schnell allerley Ausgelassenheiten hingeben! wie müssen sie nicht zuletzt ganz verderben, wenn sie auch zu solchen Gesell- und Kameradschaften gelangen, bey welchen sie nichts Gutes sehen, nichts Gutes hören — und die nur zum Bösen verleiten! Wie würde sich aber dieses alles hindern lassen, wenn Vater und Mutter keine Acht auf ihre Kinder tragen, selbe ihrer eigenen Freyheit überlassen, und sie weder vom Bösen abzuhalten, noch vor selbem durch Aufsicht zu bewahren suchen? Ein solches Verhalten der Eltern wäre es nicht eben so viel, als eine Heerde

Schaafe im Walde herumirren lassen, da der Wolf in der Nähe ist?

Eltern von dieser Art, die es bey ihren Kindern an nothwendiger Aufsicht ermangeln ließen, gab es in Wiesenkirchen viele; und es war dieses eine oftmalige Klage sowohl des Herrn Pfarrers Immerlieb, als des Schulmeisters Gotthard; da sie sehen und erfahren mußten, wie die Eltern ihre Kinder verderben lassen, und wohl selbst durch Wort und Beyspiel die Verderber ihrer eigenen Kinder seyen.

Glauben möchte man es freylich nicht, daß es solche Eltern geben solle, die ihre Kinder selbst zum Bösen verführen. Daß es solche gegeben, zeigt der heil. Chrysostomus hinlänglich mit den Worten, wo er spricht: „Wollte Gott, (so redete er zu den Eltern) daß dieses euer größter Fehler wäre, daß eure Kinder nichts Gutes von euch lernen, obwohl ihr dieses nie bey Gott zu verantworten im Stande seyn werdet, so wäre es doch einigermassen zu erdulden; so aber seyd ihr selbst ihre Verführer, und leitet sie zu Sachen an, schaffet ihnen Dinge, bey welchen sie nie ihre Seligkeit finden

werden.“ Und daß es noch solche giebt, ist Wiesenkirchen ein Beyspiel.

In Wiesenkirchen werden die Kinder in der Schule gelehrt, wie sie gottgefällig bethen, und auf das Gebeth aufmerksam seyn, bey selbem die Hände aufheben, die Augen unterschlagen, wie sie langsam und immermehr aus dem Herzen, als mit dem Munde bethen sollen. Zu Hause zeigt ihnen das Beyspiel der Eltern das Gegentheil. Von Aufhebung der Hände, von einer Unterschlagung der Augen ist da gar keine Rede. Es wird wohl darauf gemerkt, daß von ihren Kindern die gewissen Gebethe Morgens und Abends, vor und nach dem Essen, beym Zeichen des englischen Grußes verrichtet werden, keineswegs aber geben die Eltern Acht, daß sie selbe mit gehöriger Andacht und Aufmerksamkeit verrichten. Wenn nur die Gebethsformeln herabgesagt sind, so ist man schon zufrieden. So gut unterrichtet im Lesen, Schreiben, Christenthume die Kinder aus der Schule kommen, so wird doch alles bald vergessen, weil die Eltern es unterlassen, sie zur Nachübung in den erlernten Stü-

cken anzuhalten. Wie nachdrücklich wird den Kindern in der Schule eingeschärft, sich vor dem schändlichen Lügen zu hüten! Wie ganz anders aber finden sie dieses zu Hause. Weder Vater noch Mutter machen sich viel aus dem Lügen. Sie sind es, die wohl selbst oftmals den Einschlag geben, sich hinaus zu lügen, wenn sie in die Klemme kommen: „Du mußt es nicht gestehen, heißt es: läugne es frech weg! was ist es um eine Lüge." So sehr die Kinder in der Christenlehre, in der Schule gegen das Fluchen und Schelten gewarnet werden, was hören sie zu Hause wohl öfter und zwar von ihren eigenen Eltern — was erlernen sie auch geschwinder als dieses? Wenn der Herr Pfarrer den Kindern die Tugend der Demuth anpreiset und sie ermahnet, sich nicht über andere zu erheben, sich nicht besser zu dünken, Niemand zu verachten, vielmehr von sich geringe zu denken, so sagen die Eltern: „wie! du sollst schlechter seyn, als andere? das mußt du nicht leiden; da mußt du nichts nachgeben; wer aus sich nichts macht, ist auch nichts." Wenn der Schul-

meister die Kinder beauftragt, Niemand was Leid's zuzufügen, nicht zu raufen, oder, wenn ihnen was Leid's geschieht, sich nicht zu rächen, so lautet es zu Hause ganz anders, so bald sie sich beklagen. „Wie! das leidest du? spricht der Vater: kannst du dich nicht wehren? etwas solches willst du ungerochen lassen? Das wäre die rechte Schande für dich." Und mißt der Sohn wieder mit dem Maaße aus, mit dem ihm eingemessen worden, wer hat wohl innigere Freude, als der Vater? „Bravo! ruft er, so ist's recht, so muß man es machen;" und der Tadel und Verweise verdienet hat, wird noch obendrein gelobet. Wird den Mädchen gesagt, sie sollen nicht so hoffärtig und üppig sich kleiden — sie sollen stille und sittsam seyn, so ist es die Mutter, die sich entgegensetzt: „Ey! was gehet das andere an, spricht sie, wie du gekleidet bist? warum sollst du schlechter dahergehen, als andere? Ey! sagt sie: gehe mir mit deinem kopfhängerischen, bethschwesterischen Wesen! Zu was das so Leutscheu thun? Du mußt mit allen freundlich seyn, mußt lernen, mit den

Menschen umgehen zu können, mußt dich sehen lassen, wenn du auf eine Versorgung antragen willst.“ Was dann erst die Aergernisse betrifft, die die Eltern in Hinsicht ihrer Unschuld geben, weil sie sich vor ihnen zu wenig in Acht nehmen, oft Reden ausstoßen, die ihre Herzen tief verwunden, dann so manches ihre unschuldigen Augen sehen lassen, das selben immer besser verborgen bleiben sollte, will ich mit Stillschweigen übergehen.

So handwerkmäßig aber wurde die Verführung, besonders zum Betrug und Diebstahl in keinem Hause von ganz Wiesenkirchen getrieben, wie in Felixens Hause.

3.

Wer war denn Felix?

Felix hatte ein Bauerngut in Wiesenkirchen, stand bey einem hübschen großen Vermögen, und war, was sein Name andeutete (denn der lateinische Name Felix drückt in unserer deutschen Sprache einen glückli=

chen wohlhabenden Menschen aus), in der That ein glücklicher Mann. Sein Weib Bibiana gebahr ihm nebst einer Tochter vier Knaben.

Ihr Vermögen, das sie besaßen, hatten sie überdieß nicht so fast durch Sparsamkeit, als vielmehr durch List, Betrug und Diebstahl täglich zu vermehren gesuchet.

Ein Grundsatz des Felix war, den er auch gar nicht verheimlichte, sondern ihn auf öffentlichen Bierbänken aussprach: „Stehlen und Betrügen ist keine Sünde; aber wer sich zu wenig nimmt, der begehet eine Sünde.“ Auch sein Weib war mit diesem Grundsatze einverstanden.

In Folge dieses schändlichen Grundsatzes läßt sich leicht denken, wie es in Felixens Hause möge hergegangen seyn. Eben so leicht ist zu errathen, wie erbärmlich es mit der Erziehung der Kinder müsse ausgesehen haben. In der Schule und Christenlehre vernahmen die Kinder freylich, was es sündhaftes um den Betrug und Diebstahl seye, und daß alles wieder erstattet werden müsse. Sie sagten auch oft: ja, Vater!

Mutter! das ist ja nicht recht, das ist eine große Sünde, das dürfen wir nicht behalten, wir müssen er wieder zurückegeben; allein da wurde mit Unwillen über sie hergefahren: „ey, was wißt ihr, rief der Vater: ich werde es wohl besser verstehen;“ und da waren die Kinder stille, und wagten nicht mehr, ein Wort entgegen zu sagen, so viel Ungerechtigkeiten sie auch den Vater begehen sahen, und gar oft selbst mithelfen mußten. Mit der Zeit wurden sie wohl selbst daran gewöhnet, und durch Wort und Beyspiel angeführet, achteten sie einen Betrug, einen Diebstahl bald eben so wenig mehr, als ihre Eltern, halfen in Entrichtung des Zehentes und anderer schuldigen Abgaben, im Kaufe und Verkaufe, im Handel und Wandel, und wie es gerade etwas zu erhaschen und zu übervortheilen gab, mit ihnen stehlen, lügen und betrügen.

Da dieses in ganz Wiesenkirchen bekannt war, so hieß es oft: was doch die vielen Ungerechtigkeiten, die in Felixens Hause immer geschehen, einmal für ein Ende nehmen werden. Als an einem Tage im

Hause des Ehrlichs, eines Bauers von Wiesenkirchen, hierüber die Sprache gieng, sagte dieser: „Kümmert euch nicht! es gehet nicht beständig so fort; die Strafe bleibt sicher nicht aus; wir können es alle leicht erleben; „Unrecht Gut thut kein Gut; wie gewonnen, so zerronnen; ein ungerechter Heller frißt zehen andere," sagen uralte, durch Erfahrung erprobte Sprichwörter." Nun wendete er zum Beweise des Gesagten eine Fabel an, die er einmal in einem Buche gelesen, wie nemlich die Strafe dem Laster auf dem Fuße nachfolge. Er erzählte auf folgende Weise. „Die Laster, gleich leichtfertigen, ungezogenen Kindern, reiseten einmal von einer Gegend in eine andere, sprach er: um auch da ihr heilloses Geschäft zu treiben. Sie jubelten und jauchzten, und Frohsinn geleitete sie auf ihrem Wege. Von ohngefähr sahen sie zurücke, und wurden gewahr, daß Jemand nachkomme. Und wer war dieser Jemand? Die Strafe hinkte auf einer Krücke hinter ihnen her. Die Laster auf ihrer Lustreise verlachten diese nur, und riefen ihr höhnisch zu: „gieb dir keine Mühe,

uns einzuholen! Für dieses mal erreichst du uns nicht.“ „O laufet nur zu, entgegnete die Strafe ganz ruhig; komm' ich auch spät, so komm ich doch gewiß nach.“ „So, denke ich, sprach Ehrlich, ist auch bey Felixens Hause die Strafe im Nachhinken, bis sie endlich doch eintrifft.“ Wie nicht unrecht er hatte, wird sich aus nachfolgender Geschichte ergeben.

4.

Nun ein Paar Worte von Ehrlich's Hause.

Kilian Ehrlich war ebenfalls ein Bauer von Wiesenkirchen; aber ganz von entgegengesetzter Art im Vergleiche mit Felix. Verheurathet mit einem frommen und arbeitsamen Weibe, einer Schwester des oben genannten Schulmeisters Gotthard, suchten sie ihre Hauswirthschaft nicht, wie in Felixens Hause, durch List, Betrug und allerley Arten des Diebstahls emporzubringen; sondern sie waren beflissen, im Vertrauen auf Gottes Se-

gen und Gnade durch Fleiß und Arbeitsamkeit, verbunden mit Ehrlichkeit ihren für sich und ihre Kinder nöthigen Unterhalt zu erwerben.

Die Kinder, mit welchen ihre Ehe Gott gesegnet hatte, waren sechse, drey Knaben und drey Mädchen, die sie in aller Gottesfürchtigkeit auferzogen hatten; denn in ihrem Hause war es nicht, wie bey Felix, oder wie in vielen anderen Häusern in Wiesenkirchen. Da wurde nicht wieder vergessen, was ihre Kinder in der Schule und der Christenlehre erlernten. Es wurde nicht wieder das Gute verdorben, wozu sie durch Unterricht sowohl vom Herrn Pfarrer Immerlieb als von dem Schulmeister Gotthard angeführt wurden. Da ward strenge darauf gesehen, daß sie das erfüllten und ausübten, was sie im Christenthume gelehret worden. Und was erst das Hauptsächlichste bey Auferziehung der Kinder ist, so giengen die Eltern selbst mit gutem Beyspiele voran. Sie ließen selbe deßwegen auch nie was hören, nie was sehen, was ihr Herz hätte verderben können. Und daß sie ihnen nicht von

anderer Seite her verführt wurden, behielten sie selbe unter strenger Aufsicht.

Vater Ehrlich, der eben so ehrlich seyn, und zu gleicher Ehrlichkeit auch seine Kinder erziehen wollte, als sein Name anzeigte, gab ihnen daher oft die Lehre, nur immer ehrlich und redlich zu handeln, nichts zu nehmen, und jedem das Seinige zu lassen. „Eine ehrliche Hand, sprach er dann, gehet durchs ganze Land. Ehrliche Leute dürfen sich überall sehen lassen, und haben keines Menschen Auge zu fürchten. Nicht so aber ist es bey Leuten, die in ihrem Thun und Lassen nicht ehrlich und redlich zu Werke gehen. Diese stossen überall an, verlieren ihren guten Namen und werden von allen geflohen. Falschheit, Lügenhaftigkeit, sprach er: Diebstahl und Ungerechtigkeit rauben dem Menschen Zutrauen, Glauben, Achtung und Liebe; und bringen über ihn Schande und Unehre. Selbst bey weniger Gebildeten, ja rohen Menschen werden diese Vergehungen mit Unehre gebrandmarkt. Deßwegen scheuen auch unsittliche Personen den Flecken und Vorwurf eines falschen Menschen, eines Lüg-

ners, Betrügers, Diebes oder Untreuen und Ungerechten. Jeder solcher Schurk will auch noch wenigstens ehrlich scheinen, wenn er es schon nicht ist, und sucht seine Schelmereyen und Ungerechtigkeiten unter allerley Vorwänden und Namen zu beschönigen. Will er sie auch gleich mit verschiedenen Mänteln bedecken, so bleibt ihm doch die Unehre. Der Verräther Judas trägt vor der christlichen Welt schon ein tausend acht hundert Jahre den Namen eines Diebes, und bleibt als solcher hienieden auch gebrandmarkt, so lange das heilige Evangelium gelesen wird."

Er erinnerte sie dann allezeit an die Ehrlichkeit des alten Tobias. „Ihr wisset, sprach er, was ich euch von Tobias schon oftmal erzählte. Weil er blind war, so konnte er sich durch Arbeit nichts mehr verdienen. Anna, seine Frau, die den ganzen Tag über fleißig arbeitete, ernährte ihn durch Spinnen. Da bekam sie denn einmal wegen ihres besondern Fleißes und der guten Arbeit, die sie fertigte, noch über den Lohn ein Ziegenböcklein geschenkt, welches sie

heimbrachte. Der blinde Tobias hörte es meckern, und ward in seinem Herzen darüber ganz unruhig; denn weil er wohl denken konnte, daß seine Anna sich so viel nicht habe verdienen können, befürchtete er, das Ziegenböcklein möchte etwa gar auf eine ungerechte Weise in sein Haus gekommen seyn. Er sagte also: nehmet euch wohl in Acht, daß es nicht gestohlen sey! Gebet es seinem Herrn wieder zurück; denn von dem was gestohlen ist, dürfen wir nicht essen; ja nicht einmal berühren sollen wir es."

Gleiche Ermahnungen ertheilte auch die Mutter Regina ihren Kindern, und stellte ihnen vor, was man alles Schändliches Felixens Hause nachsage. „Das, Gott sey Dank gesagt, sagte sie dann, kann man unserem Hause nicht nachreden. Darum hütet euch, Kinder! je dergleichen euch zu Schulden kommen zu lassen. Auch in Kleinigkeiten entwendet mir nichts, wozu ihr kein Recht habet. Wenn euch auch Niemand sehen sollte, so könnt ihr doch eure Handlungen dem allsehenden Auge Gottes nicht entziehen. Und wenn all dieses vor der Welt ver-

borgen und ungestraft bliebe, so würde es bey dem allgemeinen Gerichte offenbar werden; und da alsdann die Strafe nachfolgen. Seyd ehrlich, sprach sie, und handelt überall gerecht. Wie ihr aufhöret, dieses zu seyn, seyd ihr keine guten Kinder mehr; und wahrlich, ich könnte euch nicht mehr lieben."

„Recht so, Mutter! rief Kilian, der gerade dazu kam, als sie einmal ihren Kindern diese Lehre gab; schärfe es ihnen nur recht oft ein, sagte er: wo sie sind, und wo sie hinkommen, jederzeit ehrliche Menschen zu machen, und des siebenten Gebothes nicht zu vergessen! Sie können nicht beständig zu Hause, und bey uns bleiben; sie müssen gleich anderen fort zum Dienen. Nun aber wer suchet nicht treue redliche Dienstbothen? An unredlichen, lügenhaften und betrügerischen Knechten und Mägden hat gewiß Niemand eine Freude. Man trachtet, je eher, je lieber ihrer wieder los zu werden. Es sind nicht alle Dienstbothen, wie man meynen sollte, treu und redlich. Sie sollten es wohl seyn, aber wie gar vielen mangelt diese Treue

und Redlichkeit! Sie sind nur zu oft listig genug, ihre Herr= Bauer= und Meisterschaften auf verschiedene Weise zu hintergehen, zu betrügen, zu bestehlen, und ihnen mancherley Schaden zuzufügen.

Regina. Wir haben dieses genug erfahren.

Kilian. Weißt du noch, wie uns in unserm Garten das schöne Weichselbäumchen abgeschnitten worden, das voll der schönsten Blüthen war? Und wer war der Thäter? Kein anderer, als unser dortiger Oberknecht, der das Stämmchen zu einem Gehstock verwendete, der ihm aber theuer zu stehen kam.

Reg. Freylich, weil er damit bald in einen Raufhandel gerieth, der ihm das Leben bald gekostet hätte.

Kil. Darum was sage ich immer? „Unrecht Gut thut kein gut.“

Reg. Das war aber doch noch eine Kleinigkeit gegen das, um was uns ein anderer Knecht am Getreide, und zwey Mägde an Brod, Schmalz und Eyern bestahlen.

Kil. Als eine Kleinigkeit mag es jener

Knecht wohl betrachtet haben; mir aber war es keine Kleinigkeit. Ich hatte mit diesem Bäumchen zu viele Freude, und mir wären lieber zwey baierische Thaler verlohren gewesen, als daß mir dieses zu Grunde gerichtet worden. Du weißt selbst, liebes Weib, daß ich alle Tage bey selbem nachsah, und in der freudigsten Hoffnung lebte, in einigen Jahren an ihm einen Stamm zu erhalten, der meine verwendete Sorgfalt mit den reichlichsten Früchten belohnen würde. Und auf einmal fand ich meine Mühe und meine Freude vereitelt, als ich die schöne Krone voll von Blüthen im Grasboden liegend antraf. Wie das mein Herz betrübte, kann ich dir nicht sagen.

Reg. Dieß alles hatte der Entwender weder gedacht noch überleget. Solche Arten von Diebereyen werden gewöhnlich als Kleinigkeiten betrachtet. Man macht sich kein Gewissen daraus. Man denkt an keinen Schadenersatz.

Kil. Wenn auch dieses ist, so folget ja nicht daraus, daß solche Entwendungen und Schadenzufügungen keine Sünden seyen.

Es folgt nicht daraus, daß sie nicht auch sollten gut gemacht werden. Ich weiß es; es heißt: „es sind ja nur Kleinigkeiten; — wenig gestohlen will ja nicht viel sagen; der, dem ich's nahm, spürt es nicht; er hat so Sachen im Ueberflusse; ihm schadet es nicht, und mir ist damit geholfen.“ So heißt es; solche Ausflüchte gebraucht man; aber liebes Weib! liebe Kinder! lassen wir diese Sprache einmal allgemein herrschend werden, dann wollen wir sehen, wie weit es komme, und was man sich alles unter diesem Vorwande erlauben werde.

Reg. Zuletzt wäre alles eine Kleinigkeit. —

Kil. Eben dieses nicht; obwohl viele auch ihre großen Untreuen und Diebstähle damit zu entschuldigen suchen. Wie weit aber schon Veruntreuungen und Entwendungen im Kleinen führen können, will ich euch gleich in einem Beyspiele deutlich machen. Ich setze, wir haben auf unserm Acker sechzig Korngarben liegen. Jemand nimmt nun eine weg als eine Kleinigkeit. Fünfzig andere nehmen ebenfalls eine, und jeder sieht

es als eine Kleinigkeit an. Wie viele bleiben am Ende noch uns?

Reg. Wohl nicht viele.

Kil. Wäre es erlaubt, eine Kleinigkeit zu nehmen; so wäre nichts mehr gesichert; denn was der eine für etwas Großes hält, das ist dem anderen eine Kleinigkeit.

Reg. Und spricht Gott nicht bestimmt aus: „du sollst nicht stehlen? Macht er einen Unterschied unter groß und klein? Verbietet er nicht eines wie das andere?

Kil. Und dann führen kleine Diebstähle immer zu großen. Aus kleinen Dieben sind erst große geworden, die am Galgen ihr Leben enden mußten.

Reg. Ein Heller ist gewiß eine Kleinigkeit. Und doch redet das heilige Evangelium von einem Orte, aus dem man nicht herauskömmt, bis der letzte Heller bezahlet ist.

Die Kinder hatten, währenddem Vater und Mutter so mit einander redeten, stillschweigend zugehört, und jedes Wort zu Herzen gefaßt. Der Vater sagte ihnen also zum Schlusse noch: „Liebe Kinder! Betrach-

tet also nichts als eine Kleinigkeit, was nicht euer ist, damit ihr nie auf den Gedanken gerathet, etwas euch zuzueignen, wozu ihr keine Befugniß habet. Wir wollen die Schande nicht erleben, daß man euch je auf einer ungerechten That erwische. Ihr müsset uns als Dienstbothen durch Ehrlichkeit und Redlichkeit Ehre machen. Ehrliche und treue Dienstbothen werdet ihr aber erst alsdann, wenn ihr das Eigenthum eurer Herr- Bauer- und Meisterschaft so anseht, als wenn alles euch an- und zugehören würde, und stets standhaft beflissen seyn werdet, jeden Schaden zu verhüten, und den Nutzen derselben auf alle mögliche Weise zu befördern. Nicht nachfolgen dürft ihr also jenen Knechten und Mägden, welche ihre Dienstherrschaften betrügen; sich einen grösseren Lohn machen, als ihnen ausbedungen worden; heimlich dieß und jenes wegzwacken, vertragen und verkaufen; oder wenigstens dem Hausvater oder der Hausmutter nicht offenbaren, wenn Kinder oder Dienstbothen oder Taglöhner mancherley veruntreuen."

Nicht wahr, Kinder! fragte jetzt die

Mutter: ihr werdet uns nie durch solch eine Aufführung betrüben? „O nein! erwiederte die ältere Tochter Viktoria im Namen ihrer Geschwisterte: sollen wir bey euch zu Hause zu verbleiben haben, oder anders wohin zum Dienen kommen, so soll man von uns so etwas gewiß nicht hören; wir wollen eine Aufführung machen, wie es sich überhaupt auf gute Kinder und dann auf aufrichtige treue Dienstbothen geziemt, so daß Niemand eine Klage gegen uns führen könne."

„Gott gebe es," sprach Kilian, der Vater, und entfernte sich; worauf auch Mutter und Kinder auseinander giengen.

5.

Die Areststrafe.

Aber Ehrlich erhielt die Areststrafe nicht? Nichts weniger; sondern dem Felix ward sie zu Theile. Und das gieng so zu: Felix hatte im Brauche, nächtlicher und verstohlner Weise sein Vieh auf fremde Gründe, Wiesen und Kleeäcker zu lassen.

Er that damit so manchen Schaden. Oft wurde er gewarnt, eben so oft ihm gedrohet. Er erhielt sogar auch einmal eine Tracht Schläge, nebstdem, daß er sein gepfändetes Vieh lösen mußte. Allein all dieses half nichts; vielmehr schien er immer noch diebischer und betrügerischer zu werden. Die Gemeinde stellte daher förmliche Klage gegen ihn beym Gerichte, in Folge deren er zur Strafe in Arest gesetzet, und zum Schadenersatz angehalten wurde. „Ein anderesmal, sagten die Gemeindemänner: lasse er es bleiben. Treibe er nur sein Vieh auf seine Felder. Was gehen ihn unsere Wiesen und Aecker an?“ „Recht ist ihm geschehen, hieß es im Dorfe bey Jungen und Alten: er hätte schon noch eine größere Strafe verdienet. Hätte er in früheren Zeiten gelebt, er hienge schon längst am Galgen.“ „So gehts halt, sagte der Schulmeister Gotthard, so geht's halt; unrecht Gut thut kein gut. Was er nun von seinen nächtlichen Diebereyen hat, ist, daß er allen Schaden vergüten, und obendrein zu seiner eigenen und seiner Angehörigen Schande im Gefängnisse büßen

muß. Den Schaden hätte er ersetzen müssen, glaubte Ehrlich, wenn er auch nicht vom Gerichte dazu angehalten worden wäre. „Ja freylich! entgegnete Gotthard, hätte dieses geschehen sollen. Ob es aber geschehen wäre, das ist eine andere Frage; und ich möchte fast ein solches bezweifeln. Wohl ist und bleibt es Pflicht für jeden, daß er, was er anderen entziehet, wieder zurückerstatte, und dem er Schaden zugefüget hat, denselben vergüte; wie wenige aber sind, die dieser ihrer Pflicht nachkommen! Vom Herrn Pfarrer vernahm ich in der Christenlehre, daß im alten Testamente eine vier= ja eine siebenfache Zurückerstattung gefordert wurde; weßwegen sich auch der Zöllner Zachäus alsogleich bey der Einkehr Jesu verstand, wenn er jemand betrogen haben würde, es vierfach zu erstatten. Soll es nun im neuen Testamente anders seyn? Jesus, der Stifter desselben sagt aber, daß er nicht gekommen sey, das Gesetz aufzuheben, sondern es erst ganz vollgiltig zu machen. Wenn also schon ein großer Theil von der Pflicht der Erstattung und des Schadenersa=

tzes nichts wissen will, so ist doch die Pflicht unerläßlich. Und wie der heilige Kirchenlehrer Augustin sagt, so wird die Sünde des Betruges, des Diebstahles so lange nicht erlassen, bis alles erstattet und gut gemacht ist.“ „O du lieber heiliger Augustin! rief Ehrlich: wie schlecht werden diese deine Worte beachtet! von wie wenigen geglaubt! Wie viele wagen es, mit der Last des fremden Gutes in die Ewigkeit hinüber zu gehen, ohne sie vor ihrem Austritte aus der Welt durch Vergütung und Ersatz abzulegen.“ „Das denke ich auch, erwiederte Gotthard. Daran ist der Leichtsinn Schuld, bey welchem es solchen durchaus nicht in den Kopf will, von dem Entwendeten etwas zurücke zu geben, oder einen Schaden zu vergüten, so nachdrücklich es ihnen auch in Christenlehren und Predigten eingeschärfet wird. „Zu was haben wir uns das fremde Gut, dieses und jenes zugeeignet, sagen sie, wenn wir es wieder heimstellen sollen? Hab's ja keinem Armen genommen, sagen andere; ich entwende es von einem Reichen, der mehr hat, als ich, und der es auch eher entbeh-

ren kann.“ Kinder entschuldigen sich: „unsere Eltern, sprechen sie, leiden keine Noth, sie haben Vermögen, welches ohnedem einst auf uns übergehet; es gehöret also so viel als uns, und wir dürfen folglich jetzt schon von dem unsrigen was wir brauchen, nehmen, und für uns verwenden, ohne uns daraus ein Gewissen zu machen.“ Der Sohn meynt, er müsse für seinen Vater schwer arbeiten, und erhalte keinen Lohn, er dürfe sich mit Recht heimlich bezahlt machen. Die Tochter hält dafür, weil sie stets im elterlichen Hause ist, und die Haushaltung besorgen hilft, so seye eine geheime Schadloshaltung wohl billig, und könne so unrecht nicht seyn. Auch Eheleute erlauben sich so manche Veruntreuung und glauben, weil alles gemeinschäftlich ist, so können sie ohne Verletzung ihres Gewissens verbrauchen, veräußern, entziehen, wie es ihnen tauge. Auf eine ähnliche Weise wird auch Felix seine vielfachen Diebstähle und Betrügereyen zu entschuldigen gewußt haben und noch wissen.“

„Wenn aber mit solchen Entschuldigungen schon alles abgethan wäre, wo wäre noch

wohl ein Eigenthum gesichert? sprach Ehrlich. Nach solchen Aeußerungen, wenn sie gelten würden, bliebe kein Mensch mehr sicher, daß nicht jede Stunde einer kommen, und ihm von dem Seinigen nehmen möchte, bis er gleichwohl nichts mehr habe.“ „Ganz recht sagst du, entgegnete Gotthard: aber was hältst du davon? fragte er: einige sind gleich fertig, und beruhigen sich mit dem, daß sie für solche, die sie beschädiget, bestohlen und betrogen haben, einen Rosenkranz bethen, einige heilige Messen lesen lassen, oder eine Wallfahrt anstellen.“ „Was ich davon halte, sagte Ehrlich: das kannst du gleich von mir hören. Ich würde ihnen sagen: wisset ihr was? Bethet den Rosenkranz nur für euch! Lasset Messen für euch lesen! Stellet die Wallfahrten für euch an. Das alles kann ich für mich selbst thun; mir aber lasset und gebet, was mein ist, und ersetzet mir, was ihr mir entzogen habet! Und so glaube ich, würden alle denken und sprechen.“

Man hätte glauben mögen, die Areststrafe und daß Felix allen Schaden ersetzen

mußte, der ihm doch einen Unkosten von mehreren Gulden verursachte, hätte ihn für die Zukunft klüger und vorsichtiger gemacht; allein nichts desto weniger fuhr er in seinen gewohnten Ungerechtigkeiten fort, wie bisher. Er blieb bey seinem Grundsatze: „Stehlen ist keine Sünde; aber wer zu wenig sich nimmt, das ist Sünde."

6.

Welche Kniffe sich Felix beym Zehentgeben erlaubte.

Von ganz Wiesenkirchen mußte der Zehent zur Pfarrpfründe daselbst gegeben werden. Herr Pfarrer Immerlieb hatte dafür eine sehr große Steuer zum königlichen Rentamte zu bezahlen. Diesen Zehent einzufassen, hatte er einen eigenen Auszehentmann nothwendig, den er theuer bezahlen mußte.

So ganz und recht, wie vom Hause des Ehrlich, bekam der Herr Pfarrer den Zehent nirgends; überall liefen kleinere und größe-

re Betrügereyen darunter. So arg aber, wie Felix, machte es im Zehentgeben Niemand. Wie überall, so blieb er sich auch da gleich.

Da nach altem Herkommen in der Pfarrey Wiesenkirchen, wie in den umliegenden Ortschaften der Winterzehent im Stadel genommen wird, und sohin derselbe vom Hauseigenthümer eingeführt werden muß, so hatte auch Felix Gelegenheit zu betrügen, und zu stehlen, wie es ihm beliebte, was er auch nicht sparte. Dem Knechte, welchen er zum Abladen seines Getraides bestimmte, hatte er gegen ein kleines Trinkgeld ohnehin schon aufgetragen, jederzeit die kleinere Garbe in den Zehent zu werfen. Aber auch bey diesen Garben blieb es nicht, von welchen er wieder einige weggenommen, die anderen ausgeklopfet hat, und sie so fast als leeres Stroh zum Zehent gab. Nicht besser machte er es mit dem Sommerzehent, der auf dem Felde genommen wurde. Wenn der Zehentmann, wie es sich gehört, den zehenten treffenden Haufen aus der Reihe der gemachten Getraid-Zeilen auf die Seite that, so war auch er und seine Leute diejenigen,

die das, was in Zehent gefallen wäre, wieder zusammenrafften, und statt dessen einige beliebige Häufchen von dem, was sie nachgerechet hatten, liegen ließen. Und selbst diese blieben nicht verschonet; denn Felix ließ bey Nachtzeit seine Gänse und Schweine dahin, daß sie selbe aufzehrten. Einmal traf es sich, daß der Herr Pfarrer gerade dazu kam, als Felix einen ganzen Acker abgeräumet hatte, ohne auch nur einen Halm liegen gelassen zu haben. „Warum habt Ihr da nichts zum Zehent liegen lassen? rief er ihm zu: Wisset Ihr nicht, daß dieser Acker zehentbar ist?“ „Hätten Sie Ihren Zehentmann hingestellet,“ antwortete Felix. „Der Zehentmann kann unmöglich auf jedem Acker zugleich seyn, entgegnete der Herr Pfarrer: auf welchem eingefahren wird. Da hätte es Eure Ehrlichkeit gefordert, daß Ihr selbst Richtigkeit mit dem mir schuldigen Zehent gemacht hättet. Ich erwarte demnach, daß Ihr mir auf einem anderen Acker um so viel mehr am Zehentantheil auswerfet, als Ihr mir hier unrechtmäßig entrissen habt.“ „Das kann ich thun,“

sagte Felix: und fuhr mit seinem Fuder Gersten davon; dachte aber nichts weniger, als auch nur ein Körnchen hievon zu erstatten. „Wie ich mich doch so oft betrogen sehen muß," sagte der Herr Pfarrer zu Gotthard, der ihn bey diesem Spatziergange begleitet hatte.

Gotth. Ja! das sehe ich, und hab es oft genug schon gesehen und gehört. Das schlimmste ist, daß sich so viele darüber kein Gewissen machen.

Pf. Beynahe möchte es scheinen, das Zehentgeben seye eine ganz beliebige Sache, und es seye einerley, ob sie einen Zehent, oder wie viel sie geben.

Gotth. Es giebt auch wirklich solche Zehentunterthanen, die so denken und handeln.

Pf. Aber mit welchem Rechte?

Gotth. Wie oft hab ich solchen schon widersprechen müssen; aber all mein Reden war umsonst. Nur der einzige Ehrlich gab mir jedesmal Recht, und bestättigte es, wenn ich ihnen sagte, daß solche Zehentverun=

treuungen ohne große Verletzung des Gewissens nicht können begangen werden.

Pf. Ehrlich ist aber auch der Mann, der alle Abgaben nach Schuldigkeit entrichtet — ein wahrer Nathanael, ohne Trug und Falsch, wie er im heiligen Evangelium vorkömmt. Hingegen ist auch Gottes Segen in seinem Hause.

Gotth. Diese Leute meynen, was sie wohl bey solchen Betrügereyen erhaschen; allein es ist kein Glück dabey. Zehen und zwanzig Beyspiele könnte ich hievon erzählen.

Pf. Solche Betrügereyen sind wie gestohlene Hechte, die man in einen Weiher wirft, in welchem Fische sind. Sie helfen nur die anderen aufzehren.

Gotth. Etwas solches mag wohl auch bey Felix noch eintreffen.

Wie es Felix nun beym Getraidzehent machte, so verfuhr er auch beym Grün- und Blutzehent.

Als Blutzehent hatte er nur Gänse zu reichen. Wenn er aber den ganzen Hof voll Gänse hatte, so hatte sein Weib Bibia-

na keine, wenn man zur Beschreibung des Blutzehentes kam. Hatte sie aber eine recht schlechte oder gar kranke Gans, bey der sie fürchten mußte, daß sie todt liege, so war selbe gewiß diejenige, mit der sie abpackte, und sie in den Pfarrhof als Zehentgabe schickte.

Solche Liste und Veruntreuungen aber wie hätten sie das Gewissen des Felix und seines Weibes noch beunruhigen können, da ihnen Stehlen und Betrügen schon zur Gewohnheit worden war! Nach ihren oben angeführten Grundsätzen glaubten sie nicht einmal etwas Böses gethan zu haben.

7.

Ist des Unrechtes bey Felix noch kein Ende?

Gemeindemänner von Wiesenkirchen kamen eines Tages zum Herrn Pfarrer, und beklagten sich, daß Felix ihnen einen Weg und einen Wasserlauf wegnehmen wolle. Die Dorfgemeinde hatte nehmlich zwey

Fahrtwege in ihre Feld- und Holzgründe, um, wenn es nöthig ist, mit Getreid- und Holzfuhren einander gehörig ausweichen zu können. Auch einen Wassergraben hatten sie, um bey Schneegewässer und Regengüssen von ihren Feldern das Wasser abzuleiten. Sie stellten zugleich das Gesuch, den Felix rufen zu lassen, und ihn zu bereden, daß er alles so lassen möchte, wie es bisher gewesen. Sie sagten auch dem Herrn Pfarrer, daß er selbst betheiligt sey, und ein Acker von den seinigen sehr darunter leiden würde, weil auf solche Weise der bisherige Wasserlauf gehemmet wäre. Sehr gerne willigte der Herr Pfarrer in ihr Gesuch, und versprach, den Felix nächstens rufen zu lassen; nur müsse er auch noch zuvor von der ganzen Sache Einsicht nehmen.

Gleich denselben Tag begab sich der Herr Pfarrer auf genannten Platz, und fand alles wirklich so; denn Felix hatte schon alles überackert, und der Weg sammt dem Wassergraben waren verschwunden. „Was es doch um einen gewissenlosen Menschen ist! sprach er zu sich: wie er auf keinen

Schaden sieht, den er andern zufüget! Wenn es nur ihm wohl und gut gehet, was kümmert ihn sein Nebenmensch?"

Den nächsten Feyertag ließ nun also der Herr Pfarrer den Felix zu sich rufen und gieng mit ihm dahin. Er zeigte und erklärte ihm nun da, was er der Gemeinde und dann auch ihm selbst durch Aufhebung der Fahrt und der Wasserleitung für einen Schaden zufüge. Er fragte ihn, wie er etwas solches auf sein Gewissen nehmen könne, und ob er denn nicht Gottes Strafe hier oder dort fürchte. Er sagte ihm, er könne keine giltige Beicht ablegen, alle seine Kommunionen seyen gottesräuberisch, er könne keinen Theil an der zukünftigen Seligkeit haben, so lange er nicht mache, daß alles wieder in seinen alten Stand komme. Er stellte ihm Himmel und Hölle vor; allein alle Worte waren wie in die Luft geredet.

Traurig schied der Herr Pfarrer von ihm; bedeutete ihm aber noch vor seinem Weggange, daß man es kaum so werde gelten lassen.

8.

Das heißt zu ehrlich gehandelt.

Es war noch nicht gar zu lange, da der Herr Pfarrer in der Schule darüber den Kindern Unterricht ertheilte, wie sie es mit gefundenen Sachen anzugehen haben. Er lehrte sie, daß sie gefundene Sachen nicht behalten dürfen, und kein Recht auf selbe haben. Er sagte ihnen, was solche, die etwas finden, thun sollen, daß sie allererst zu erforschen suchen, wer das gefundene Stück verloren haben mag, und dann erst, wenn sie sich die erforderliche Mühe gegeben haben, es ausfindig zu machen, sohin der Eigenthümer unbekannt bleibt, selbes behalten, und als ihr Eigenthum betrachten können. Da traf es sich, daß auf einmal ein Schulmädchen zum Herrn Pfarrer in den Pfarrhof kam, und ihm zwey Stecknadeln wies, die selbes in der Kirche gefunden hatte, und ihm nun übergeben wollte. Und was war es für ein Kind? Es war Nothburga, das jüngere Töchterlein des schon oft genannten

Ehrlich. Der Herr Pfarrer verwunderte sich über die Ehrlichkeit dieses Mädchens. Er dachte wohl auch daran, wie doch so vieles an den Eltern gelegen, und wie wahr die Sprichwörter sind: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme; ehrliche Eltern, ehrliche Kinder; betrügerische Eltern, betrügerische Kinder.“ Er nahm die zwey Stecknadeln und besah sie. Darauf sagte er: „diese hättest ja du für dich brauchen und behalten können.“

Nothburga. Sie gehören ja nicht mein.

Pfarrer. Wem gehören sie denn?

Nothb. Das weis ich nicht; ich hab sie gefunden. Sie lagen in einem Stuhle in der Kirche. Da nahm ich sie, um sie Ihnen zu überbringen.

Pf. Also willst du selbe durchaus nicht für dich behalten?

Nothb. Ich würde ja unrecht handeln; und das darf ich nicht.

Pf. Aber bey einer solchen Kleinigkeit dürftest du dir ja doch nicht so sehr fürchten?

Nothb. Hochwürden Herr Pfarrer haben gesagt, daß man auch das kleinste Unrecht fliehen solle.

Pf. Recht mein Kind! Wenn du nun wüßtest, wem diese Stecknadeln zugehören, was würdest du thun?

Nothb. Ich würde sie zurückgeben.

Pf. Und weil du den Eigenthümer nicht kennest, der sie vermuthlich verlohren hat?

Nothb. So habe ich sie Ihnen überbracht.

Pf. Du hättest dir aber Mühe geben sollen, die Person zu erfragen, der sie verlohren gegangen sind.

Nothb. Wie wäre das möglich gewesen?

Pf. Freylich nicht leicht möglich. Darum will ich auch die Zurückstellung für dich über mich nehmen. Mich freut es inniglich, daß du so ehrlich und redlich denkest. Und wie du jetzt treu im Kleinen gewesen bist, so sey es auch jederzeit im Großen.

Der Herr Pfarrer gieng nun zu seinem Kasten hin, nahm eine Schublade, und aus

selber ein Gebethbüchlein heraus, und gab es ihr zur Belohnung für ihre Ehrlichkeit hin mit dem Auftrage, stets und in allen Dingen so ehrlich und gewissenhaft zu seyn.

Als einige Zeit darauf der Herr Pfarrer bey einem Spaziergange den Ehrlich traf, redete er ihn mit den Worten an: „Hört, Ehrlich! eure Kinder sind doch gar zu ehrlich." „Wie so?" fragte Ehrlich. „Neulich, erwiederte der Herr Pfarrer: kam euer Töchterlein, die Nothburga zu mir, und übergab mir zwey Stecknadeln, die sie in der Kirche gefunden hatte."

Ehrlich. Hat mir davon gesagt. Hochwürden Herr Pfarrer haben ihr ein schönes Gebethbüchlein zum Geschenke gemacht.

Pf. Das habe ich; ich wollte ihre Ehrlichkeit belohnen, und zugleich ihr eine Aufmunterung geben, fernerhin so ehrlich zu handeln.

Ehrl. Ich danke recht sehr, und hoffe, mein Töchterlein wird sich auch nach Ihren Ermahnungen treu und redlich verhalten.

Pf. Zwar ist das, was selbes gefun=

den hatte, nur eine Kleinigkeit; indeß ist es mir Beweis genug für seine Ehrlichkeit; denn wie das heil. Evangelium lehrt, wer im Kleinen getreu ist, wird es auch im Großen eben so seyn.

Ehrl. Und wer im Kleinen ungetreu ist, wird es nicht weniger im Großen seyn.

Pf. Kurz, euer Töchterlein bewies, daß es, wenn es eine Sache von höherm Werthe finden würde, sie eben so redlich ihrem Eigenthümer einhändigen würde.

Ehrl. Das wäre auch ihre Schuldigkeit.

Pf. Wohl sagt ihr recht; aber, lieber Gott! wie viele sehen nicht auf diese Schuldigkeit! Sie sind froh, wenn sie einen Fund thun, und suchen ihn mehr zu verheimlichen, als daß sie sich Mühe geben, den rechtlichen Eigenthümer zu erforschen.

Ehrl. Und vielleicht, wenn sie diesen auch wüßten, würden sie ihm den Fund weglaugnen.

Pf. Eine Sache, die wie immer verlohren gegangen ist, ist und bleibt desjenigen Eigenthum, der selbe verlohren hat.

Hierüber erklärt sich der heil. Vater Augustin also: Er sagt: die Gerechtigkeit verpflichtet so strenge zur Zurückgabe, daß, wenn man es nicht thut, man sich eine eben so große Schuld zuziehet, als wenn man es geraubt hätte.

Ehrl. Ich bin eben kein glücklicher Finder; aber sollte ich einmal so glücklich im Finden seyn, so stelle ich es augenblicklich zurück. Und weis ich den Eigenthümer nicht, so will ich sehen, daß ich ihn auskundschafte.

Pf. Das ist auch eure Pflicht. Der Fleiß der Nachforschung aber muß auch dem Werthe der gefundenen Sache angemessen seyn.

Ehrl. Muß aber jetzt eine wunderliche Frage thun, ob jener, der einem eine gefundene Sache zurückstellt, auch eine Belohnung dafür verlangen könne.

Pf. Nein! etwas für eine gefundene Sache begehren, kann nicht erlaubet seyn, weil die Pflicht der Gerechtigkeit fodert, sie ganz zurück zu stellen. Wenn aber der Eigenthümer aus Erkenntlichkeit freywillig zur

Belohnung etwas darreichet, so verstehet es sich von selbst, daß man es annehmen könne.

Ehrl. Wenn aber der selbst arm ist, dem die gefundene Sache zurückgestellet werden soll?

Pf. So würde ich nichts annehmen; und ich bin versichert, daß auch ihr es eben so wenig thun würdet.

Ehrl. Behüte Gott!

Pf. Weil ihr mir gerade Gelegenheit dazu gebet, so muß ich euch etwas erzählen, was sich in Mayland zugetragen hat, wie uns der heil. Augustin berichtet. Als ich in Mayland war, schreibt dieser heil. Kirchenvater, so trug es sich zu, daß ein Armer eine Börse Geld fand, in welcher sich eine Summe gegen hundert Gulden befand. Weil aber der Mann gottesfürchtig war, und die Pflicht kannte, die gefundene Börse samt dem Gelde seinem Eigenthümer zurück zu stellen, so dachte er hiemit auf Mittel, ihn auszukundschaften, und ließ es durch Anschlagzettel an allen Ecken der Stadt bekannt machen. Es stand nicht lange an, so stellte sich der Eigenthümer vor dem armen Manne, mit Be-

deuten, daß er es sey, der diese Summe Geldes verlohren habe. Da es sich nach verschiedenen gethanenen Fragen zeigte, daß er wirklich der Eigenthümer sey, so reichte ihm der Arme mit Freuden die Börse hin, und wünschte ihm Glück.

Der Eigenthümer, erfreut darüber, daß er zu seinem verlohren gegangenen Gelde wieder kam, wollte ihm davon zur Erkenntlichkeit den zehenten Theil als Belohnung geben; allein dieser dankte und weigerte sich durchaus was anzunehmen. Der Eigenthümer glaubte, das, was er ihm angebothen habe, möchte etwa zu wenig seyn, und reichte ihm den halben Theil hin. Aber auch diesen Antrag schlug er aus. Ungeduldig darüber warf ihm der Eigenthümer die ganze Börse hin auf die Strasse, mit dem Worten: „Weil ihr nichts von mir annehmen wollet, so will ich auch nichts verlohren haben.“ Der Finder erklärte nun, er sehe dieses als seine Schuldigkeit an, und wolle durchaus so eigennützig nicht handeln, daß er sich dafür bezahlen lasse. Endlich, da man ihm ganz und gar nicht aussetzte, nahm

er das Angeboth an; soll aber selbes, wie der heil. Augustin besonders anmerkt, sogleich wieder unter die Armen vertheilet haben.

Ehrl. Wahrlich! das ist ein schönes Beyspiel einer seltenen Uneigennützigkeit.

Pf. Und der, der so uneigennützig handelte, war überdieß ein Armer, dem das angebothene Geld sehr wohl gethan hätte. So mancher Reiche und Begüterte wäre gewiß so uneigennützig nicht gewesen.

Ehrl. Mag wohl seyn. Doch der Arme hätte sich die Mühe und die Kosten, die er hatte, ersetzen lassen können.

Pf. O ja! Das kann man jedesmal mit vollem Rechte; so wie auch der Eigenthümer gerne Ersatz leisten wird.

Ehrl. Ich setze aber, der Arme hätte samt allem Nachforschen den Eigenthümer nicht erfragen können; was hätte sodann mit dem gefundenen Gelde geschehen sollen?

Pf. In solchem Falle ist die allgemeine Regel, daß das Gefundene zu guten Zwecken verwendet werden müsse, oder wenn man arm ist, solches auch für sich behalten

könne. Doch rathe ich hier, allemal seinen Beichtvater oder einen andern erfahrnen Mann deßhalb um Rath zu fragen.

Da das Gespräch schon hübsch lange dauerte, und Ehrlich zu lange in seiner Arbeit aufgehalten worden wäre, so nahm der Herr Pfarrer Abschied, und schlug seinen Spaziergang nach Hause ein. Im Nachhausegehen dachte er: „So habe ich doch wieder eine Gelegenheit gefunden, ein gutes Wort in ein gutes ehrliches Herz zu legen. O mein Gott! wie danke ich dir. Gieb, ich bitte dich, daß alle meine Worte, die ich auf der Kanzel, oder im Beichtstuhle, oder auch in Privat-Unterredungen zu deiner Ehre, und zum Heile meiner mir anvertrauten Pfarrgemeinde vorbringe, jederzeit ein Same auf ein fruchtbares Erdreich seyn möchten! Verhüte, so flehe ich zu dir, daß er nicht falle auf einen felsigten Grund, oder neben den Weg, oder wohl gar unter Distel und Dörner, die ihn ganz ersticken, wie das heil. Evangelium sagt! Du weißt, wie ich es meyne, und wie ich nur überall Gutes stiften möchte. Du hast mich als

Säemann deines göttlichen Samens hieher gesetzt, daß ich treu in meinem Berufe dein heil. Wort verkünde. Ich will auch nach deinem göttlichen Willen säen und pflanzen, so viel in meinen Kräften ist. Weil aber nach dem Ausspruche des heil. Völker-Lehrers Paulus weder der was ist, der pflanzet, noch der, der begießet, so will ich allein auf deinen Segen vertrauen."

Unter diesen und noch andern erbaulichen Gedanken kam der Herr Pfarrer nach Hause. Schon beym Eingange rief ihm die Haushälterin entgegen, daß ein Mann da wäre, der schon lange auf ihn warte.

Wer war nun dieser Mann? Er war Felix.

9.

Ein sonderbarer Besuch mit einer sonderbaren Bitte.

„Herr Pfarrer! so rief ihm Felix zu, und küßte ihm den Rock, wie es die Bauern in Wiesenkirchen und in der ganzen Umge-

gend im Brauche hatten, ich muß Sie doch auch einmal wieder besuchen." „Womit kann ich Euch dienen?" fragte der Herr Pfarrer. „Nur um eine kleine Gefälligkeit wollte ich gebethen haben," erwiederte Felix. „Wenn ich nur im Stande bin, sie Euch zu leisten, sagte der Herr Pfarrer: so mache ich mir eine Freude daraus." „O sehr leicht, sprach Felix: wenn Sie nur wollen."

Der Herr Pfarrer gieng nun in sein Zimmer, und dem Felix befahl er, ihm nachzukommen. Nachdem er also Hut und Stock weggelegt hatte, fragte er den Felix, was denn sein Begehren wäre. „Sie wissen, Herr Pfarrer! sprach er: daß mein Sohn Thomas militärpflichtig wird. Auch das wird Ihnen bekannt seyn, wie nothwendig ich ihn zu Hause brauche. Um ihn entweder ganz oder doch ein Paar Jahre noch bey mir behalten zu können, so wäre meine Bitte, daß Sie ihn im Taufbuche austilgen, oder ihn als ein Paar Jahr später gebohren einsetzen und so in die Militär-Conscriptions-Liste ihn nicht aufnehmen möchten." „Um alle Welt nicht, rief der Herr Pfar-

rer, was glaubet Ihr wohl, was ich für ein Verbrechen gegen meine Berufspflicht auf solche Weise begehen würde? Haltet Ihr mich für einen solchen Mann, der Euch mit lügen und betrügen helfen solle? Bewahre mich der Himmel vor einer solchen Sünde. Wie Euer Sohn Thomas im Taufbuche stehet, so kommt er in dem nemlichen Tage und Jahre, wo er gebohren ist, in der Militär-Conscriptionsliste vorgetragen vor; deß versichere ich Euch; es mag Euch nun recht oder nicht recht seyn.“ Felix äusserte, er wollte sich gerne was kosten lassen, wenn Herr Pfarrer was zu Gunsten seines Sohnes thun würde. „Pfuy! schämt Euch eines solchen Antrages! Glaubet Ihr, meine Pflicht und Ehrlichkeit seyen mir um Geld feil? Da seyd Ihr am unrechten Manne. Ich fürchte Gott zu sehr, als daß ich mich zu einem solchen Unrechte je verstehen könnte. Seyd denn Ihr mit den Ungerechtigkeiten noch nicht zufrieden, die von Euch bekannt sind? Welche Warnungen hab ich euch schon gegeben! Wollet Ihr Euer Gewissen noch mit neuen beschweren, auch noch andere dazu verleiten?

Wisset Ihr nicht, daß Lügen und Betrügen schon an und für sich eine Sünde ist, und ein Christ sich nie eine Lüge oder einen Betrug erlauben soll? Noch weit mehr ist es gefehlet, wenn solche Lügen und Betruge mit Schaden verbunden sind.“ Was soll wohl für ein Schaden heraus kommen, glaubte Felix, wenn mein Sohn zur Conscription auch nicht kommen soll. Giebt ja noch andere Bursche genug. Der Herr Pfarrer aber belehrte ihn, wie viel Schaden hieraus entstehen könne. Er sagte: „Wenn Ihr Euren Thomas auf solche Art der Militär-Conscription zu entziehen suchet, und im Falle, daß eben ihn das Loos treffe, Soldat zu werden, so muß ein anderer statt seiner in die treffende Reihe. Glaubet Ihr aber, daß die Eltern dieses Sohnes ihn dem Soldatenstande lieber hingeben, und ihn weniger zu Hause brauchen, als Ihr? Und wenn er erkranken oder wohl gar sterben, oder in einem Kriege blessirt und auf sein Lebetag ein Krüppel werden sollte, gehet nicht das auf Eure Schuld und Verantwortung?“ „Darnach frage ich wenig, erwiederte Felix.

schauen nur andere Eltern eben so auf sich, wie ich." „Das ist eine schöne Nächstenliebe, sprach der Herr Pfarrer und seufzte: daß man doch die Worte des heil. Evangeliums so wenig bedenket: Was du nicht willst, sollst du auch einem anderen nicht thun." „Lieber Mann! fuhr der Herr Pfarrer fort: ich habe Euch schon erklärt, daß ich Euch in Eurer Bitte weder willfahren könne noch wolle. Von mir, wie ich Euch schon gesagt habe, wird unter den Militärpflichtigen Euer Sohn wie jeder andere in die Conscriptionsliste vorschriftmässig eingetragen. Und da wird es das Beste und für Euch das Heilsamste seyn, Ihr lasset der Sache Ihren Gang, wie sie gehet, und vertrauet auf Gott. Ist es Gottes heil. Fügung, daß Euer Sohn zum Soldatenstande kommen soll, so ist es sein Beruf, und Gottes Gnade wird ihm durchhelfen. Ist dieß nicht Gottes Fügung und bleibt er frey, so danket Gott, der ihn Euch aus Gnade wieder zur Arbeit gelassen hat. Hütet Euch ja doch, daß Ihr ihn nicht mit Unrecht frey zu machen bemühet; Ihr würdet Euch eine

schreckliche Verantwortung auf den Hals laden.“ Felix hörte dieses alles mit eiskaltem Herzen an. Ihn hatte nicht ein Wort gerühret. Weil er aber nun sah, daß der Herr Pfarrer, ihm seine Bitte, zu thun, durchaus nicht zu bewegen sey, so griff er zur Thürschnalle mit den Worten: „Nun weil mir der Herr Pfarrer nicht helfen können, so muß ich es schon auf eine andere Weise versuchen. Meinen Thomas kann ich für diesesmal unmöglich entbehren.“ „Das möget Ihr wohl thun, entgegnete der Herr Pfarrer: nur beachtet auch Euer Gewissen.“ „Da wird nichts fehlen,“ sagte Felix, trat zur Thüre hinaus und gieng seine Wege.

Traurig setzte sich nach Felixens Entfernung der Herr Pfarrer auf seinen Lehnsessel, und sagte zu sich selbst: „O wie schwer ist es, einen verblendeten, mit Ungerechtigkeiten belasteten Menschen von seinem Unrechte zu überzeugen! Wenn ihn Gottes Gnadenlicht nicht bald erleuchtet, wo wird er noch hinkommen? Muß nicht Glück und Segen von seinem Hause ganz weichen? Was wird es erst in der Ewigkeit mit ihm

werden? O mein gekreuzigter Heiland! rief er jetzt, und warf sich vor dem Cruzifixbilde, das in seinem Zimmer hieng, auf seine Kniee nieder: Ich bitte dich durch dein kostbares Blut, das du am Kreuze vergossen hast, sende diesem Unglücklichen Licht in sein Herz, auf daß er doch einmal seinen Seelenzustand einsehe, und von seinem ungerechten Sinnen und Trachten abstehe! Aber nicht nur allein ihn erleuchte, sondern so viele andere von meinen Pfarrkindern, die auf gleichen Wegen der Ungerechtigkeit einhergehen! Halte ihrem Herzen recht nahe dein Geboth: „Du sollst nicht stehlen.“ Laß sie erkennen, was du in diesem Gebothe gebiethest und verbiethest! Treibe sie an, daß sie nach diesem deinem Gebothe Gerechtigkeit üben, und hingegen sich von aller Ungerechtigkeit enthalten! Und endlich hilf ihnen mit deiner Gnade, daß sie eine wahre Bekehrung an sich zu Stande bringen mögen.“

So inbrünstig auch der Herr Pfarrer zu Gott gebethet, und so nachdrücklich er dem Felix kurz vorher zugeredet hatte, so

blieb doch sein Herz verstockt. Es kam ihm nicht aus dem Kopfe, alles zu versuchen, und gerechte wie ungerechte Wege einzuschlagen, um seinen Thomas vom Militärstande frey zu machen.

10.

Wie gehet es weiter?

Schon im Nachhausegehen zerriß sich Felix den Kopf gewaltig, wie er es angehen wolle, zu seinem Zwecke zu gelangen. Muß michs halt etliche Thaler kosten lassen, dachte er: dann gehet es schon. Wenn man den Wagen schmiert, so ist am Fortkommen keine Noth. Aber wer der Angeführte in dieser Sache war, der war nun er. Er konnte mit all seinem Gelde nichts erwirken.

Unter solchen Vorbereitungen kam endlich der Tag heran, an dem sich die militärpflichtigen Jünglinge zur Verloosung bey der gehörigen Polizey-Behörde stellen mußten. Unter diesen war natürlich auch Thomas, Felixens Sohn. Dieser loosete aber

so unglücklich, daß er sich in die Reihe der auszuhebenden Soldaten vor vielen anderen einspielte. „Und zum Soldatendienste sollte mir mein Thomas nicht kommen, rief Felix, als dieser mit der traurigen Nachricht nach Hause kam, daß ihn unglücklicher Weise das Loos getroffen habe, soll es dann kosten, was es wolle. Ich will schon einen andern Weg finden, daß ich ihn loos zurückerhalte. Ich reklamire und weis schon zwey Männer, die für meine Sache sprechen.“

Die vorhabende Reklamation wurde alsogleich eingeleitet. Als Grund seiner Reklamirung wurde angegeben, daß er seinen Sohn unmöglich entbehren könne, weil er wegen oftmaligen Kränklichkeiten, die ihm zustoßen, besonders wegen einer gewissen anhaltenden Fußschwäche seiner Arbeit nicht mehr vorstehen könne, was ihm auch ein Landchirurg gegen eine Erkenntlichkeit von vier Kronenthalern sehr gerne bezeugte. Weil er aber auch hiezu zwey unpartheiische Männer nothwendig hatte, so war er gleich so glücklich ein Paar seines Gelichters zu fin-

den, die seine Angaben, so unrichtig und falsch sie waren, beym königlichen Landgerichte zu bestättigen versprachen.

„Aber Felix, sagte der Schulmeister Gotthard: der als Gemeindeschreiber die Reklamationslisten zu fertigen hatte, ist Eure Angabe auch richtig? ist sie nicht falsch? ist sie nicht auf List und Trug gegründet?“ „Wenn sie auch nicht ganz wahr ist, erwiederte Felix: was schadet es? man darf schon ein Bischen lügen.“ „Nein! lieber Mann! sprach Gotthard: solche Angaben sollen nicht falsch seyn. Es liegt an selben einmal zu viel — weit mehr, als Ihr Euch vorzustellen im Stande seyd.“ „Ey was, rief Felix: man muß nicht so scrupulös thun. Ich sehe gar nicht ein, was daran so sehr könnte gefehlet seyn. Es ist ja zu meinem größten Vortheile, wenn ich meinen Thomas zu Hause behalten darf.“ „Das wohl, entgegnete der Schulmeister; aber mit Unrecht darf es nicht geschehen. Für Euch könnte dieses die schlimmsten Folgen haben. Und dann bedenkt Ihr das nicht, daß, wenn Euch Euer Sohn wirklich als frey vom Militärstande zurück-

gegeben wird, ein anderer statt Eures Thomas in seine Reihe stehen müsse. Ist das nach der christlichen Lehre gehandelt? Wäre es Euch lieb und recht, wenn z. B. Euer Sohn sich herausgespielet hätte: ihn aber nun die Reihe zum Einrücken träfe, weil ein anderer oder mehrere durch Reklamation oder auf sonstige Weise sich los zu machen gewußt haben? Nicht wahr, Ihr denket halt nicht an die so wichtige Lehre Jesu Christi, in welcher er sagt: „Was du nicht willst, daß dir andere thun, das thue auch Ihnen nicht.“ „Ihr kommt mir gerade vor, sagte Felix, wie der Herr Pfarrer, der eine gleiche Sprache führte.“ „Und hat er etwa unrecht gesagt? fragte Gotthard. Wenn man zu solchen Zwecken, wie Ihr im Sinne habet, nur mit Lügen und Schwänken, nur auf unrechten und betrügerischen Wegen zu gelangen suchet, so ist dieses allemal gefehlet, und man haftet für Vergütung aller nachtheiligen Folgen, die daraus entstehen.“ Ein so zartes Gewissen hab ich nicht, entgegnete Felix, daß ich mich wegen etwas solchen fürchten sollte. „Es bleibt dabey: ich

reklamire mit den Ursachen, die ich schon angegeben habe." „Und ich wünsche Euch Glück dazu," sagte Gotthard, und beabschiedete ihn. „Jetzt noch eine Bitte, sagte Felix: schreiben Sie mir ein Paar heil. Messen auf, *) daß Gott mein Vorhaben segne." „Also Gott, der Allerheiligste, in dem keine Mackel einer Sünde ist, der jede Sünde haßt und verabscheut, soll auch noch zu Euren Lügereyen und Falschheiten helfen? sprach Gotthard ganz aufgebracht. Ist dieses nicht eine Lästerung des heiligsten Gottes? Heißt das nicht, das heiligste Meßopfer entheiligen — das Ehrwürdigste unsrer heil. Religion schändlich mißbrauchen? Wäre es ein Wunder, wenn Euch Gott für eine solche Frevelthat recht strafen würde? Ich bedeute Euch kurz: mit einem solchen Antrage gehet, und glaubet nur nicht, daß der Herr Pfarrer eine Messe nach solch einer Meynung annehme." „So lasse ich sie

---

*) In Wiesenkirchen wurden die zu lesenden heil. Messen im Schulhause angesagt und aufgeschrieben.

anderswo lesen, sagte Felix, und entfernte sich."

„Nun hast du deine Sache bey dem Schulmeister in Ordnung gebracht?" fragte Bibiana, sein Weib, als er nach Hause kam. „Alles hat seine Richtigkeit bis auf die Paar heil. Messen, die er mir zum Aufschreiben nicht angenommen hat." „Ist auch recht, sagte Bibiana, wir können sie wo anders auch lesen lassen. Ich hab auch einen Wallfahrtsgang, und auf ein ganzes Jahr für jede Woche einen Rosenkranz zur Ehre der Mutter Gottes versprochen, daß sie uns unsern Sohn Thomas vom Militärstande frey machen helfe." „Recht, mein liebes Weib, sprach Felix: so können wir getröstet seyn, daß alles gut und nach Wunsche gehen werde." „Wenn nur sich auch auf die Männer zu verlassen ist, meynte Bibiana, und sie bey ihrer Aussage standhaft stehen bleiben." „Da sey unbekümmert, sagte Felix: ich habe sie schon zu binden gewußt, daß sie nicht mehr zurück gehen können." „Wenn sie aber einen Eid schwören sollten, erwiederte bedenklich sein

Weib.“ „Auch den werden sie ablegen, entgegnete ihr Mann. Ich habe ihnen schon gesagt, daß ich alles auf mein Gewissen und auf meine Verantwortung nehme. Und so meyne ich, kann sonst weiter nichts fehlen. Kurz, wir setzen eher den letzten Kreuzer daran, um zu unserem Ziele zu gelangen. O, den Schulmeister hättest du hören sollen, sprach er weiter: was dieser für einen Lärmen mit mir hatte. Er sagte wohl gar von einer Strafe Gottes, die mich treffen könnte.“ „Vom gleichen Schlage ist die Schwester des Schulmeisters, des Ehrlichs Weib,“ sprach Bibiana. Sie machte neulich ein Langes und Breites daher, was für eine schwere Verantwortung wir uns aufbürden, weil wir unsern Sohn vom Soldatenstande los zu machen suchen, und dafür andere in's Spiel bringen. Sie glaubte gar, die ewige Vorsehung, die aller Menschen Schicksale leitet, hätte es so gefüget, daß Thomas sich einspielte. „Wer weis, sprach sie, ob es nicht zu seinem zeitlichen und ewigen Heile vortheilhafter gewesen wäre, wenn wir uns in diese Fügung Gottes

mit Ergebung geschickt hätten." Als ich ihr erst sagte, daß ich mir deßhalb um so mehr Hoffnung mache, in unserm Antrage glücklich zu seyn, weil ich eine Wallfahrt zur Mutter Gottes nach Maria Hilf und wöchentlich einen Rosenkranz zu ihrer Ehre versprochen habe; da war der Lärm noch größer. „Was, rief sie: die heilige Mutter Gottes soll auch noch Antheil nehmen an eurem ungerechten Vorhaben? Sie läßt sich zu solchen Dingen gewiß nicht brauchen. Sie wird eure Wallfahrt, so wie eure Gebethe verschmähen." „Dergleichen, antwortete Felix, redete auch der Schulmeister; aber auf solch Gerede merken wir nicht. Kann jeder auf sich selbst schauen; wir schauen auf uns."

Es waren nicht vierzehn Tage herum, so wurde Felix mit zwey unpartheyischen Männern und dem Zeugnisse des Landchirurgen zum Landgerichte gerufen, um seine Reklamation geltend zu machen. Und in sehr kurzer Zeit verlautete es in ganz Wiesenkirchen, Thomas, Felixens Sohn, sey frey gelassen worden.

11.

Was sagt die Dorfgemeinde dazu?

„Wie dem Felix halt alles gelinget, sagten viele, so hat ihm auch das gelungen, daß er seinen Sohn vom Militärstande frey zurück erhielt! Der Schulmeister Gotthard aber sagte: „Er hat eine sehr schwere Bürde auf sein Gewissen genommen; ich möchte es mit ihm nicht theilen; ich fürchtete Gottes strafende Gerechtigkeit. Was nicht mit Recht geschieht, ist und bleibt unrecht; und Unrecht thut kein gut. Die Zeit wird es lehren.“ Ehrlich sagte: „Mit Falschheiten umgehen taugt nichts. Früher oder später entdecken sie sich; dann ist die Schande da, und obendrein die Verantwortlichkeit.“ Wieder andere äusserten sich: „Wenn es zum Freymachen vom Soldatenleben nicht mehr brauche, als zu reklamiren, und dieses mit einigen lügenhaften Angaben und einem Paar falscher Zeugen zu unterstützen, so ist es ein leichtes, sagten sie: und der König kann zuletzt sehen, wo er genug Soldaten

hernehme." „Da sind wir Unbemittelte am schlechtesten daran, sagten abermal andere, weil wir uns nicht helfen können." Ein Paar Mütter drohten, dem Felix und seinem Weibe die Augen auszukratzen, wenn einer ihrer Söhne statt des Thomas zum Militärdienste genommen werden sollte. Viele zuckten die Achsel und sprachen: wer weiß, was wir gethan hätten, wenn unsrer Söhne einige sich eingespielt hätten. Viele andere aber widersprachen und behaupteten, daß sie nie auf solche Weise handeln, und wenn nicht mit Recht, nie einen militärpflichtigen Sohn los zu bekommen suchen möchten. Felix und seine Bibiana lachten nur über dieses Gerede, und waren froh, ihren Thomas wieder bey sich zu Hause zu haben. Der Herr Pfarrer aber seufzte in der Stille, und bath zu Gott, daß er dem Felix und allen Theilnehmern ihre Sünde vergeben, sie erleuchten, und auf die Wege der Gerechtigkeit führen möchte.

12.

Eine Ungerechtigkeit zieht bald wieder eine andere nach sich.

Felix hatte in Wiesenkirchen nebst seinem Wohnhause noch ein anderes Haus. In dieses hatte er zwey Taglöhnerleute aufgenommen und heurathen lassen, die ihm täglich, wenn er sie nöthig hatte, gegen etwas Ausgemachtes zur Arbeit kommen mußten.

Einige Jahre nun (sie waren ohne Kinder) hatten diese Taglöhnerleute mit gehörigem Fleiße und Redlichkeit dem Felix gedient, und nach Schuldigkeit ihre Arbeiten gethan. Da verkaufte er auf einmal das Haus, und seinen zwey Taglöhnerleuten stand nichts übrig, als mit Sack und Pack auszuziehen. Weil aber Felix von seiner Obrigkeit angewiesen worden, den einmal aufgenommenen Taglöhnerleuten eine neue Wohnung herzustellen, so mußte er sie ihnen, so hart er daran gieng, setzen lassen. Aber auch da gieng er so schelmisch zu Werke, daß er einen Theil Gemeindegrundes wegzwackte, und

das Häuschen darauf baute. Mehrere Gemeindeglieder hielten sich freylich dagegen auf; aber Felix, dessen Gewissen solche Dinge nicht mehr beengten, achtete nicht darauf, und machte ohne Gewissensskrupel in seinem angefangenen Baue fort.

Endlich ward das Häuschen zu Stande gebracht, und die beyden Taglöhnerleute nahmen Besitz davon. Sie brachten sich auch noch längere Zeit mit Taglöhnen fort. Späterhin, als besonders der Mann sehr gebrechlich wurde, gieng es schon sehr kärglich, weil das Weib das einzige war, welches Brod in's Haus schaffen mußte. Doch nährten sie sich so viel, daß sie nicht betteln mußten. Jetzt aber traf der unglückliche Zeitpunkt ein, daß sein Weib erkrankte und auch bald starb. Wer war nun elender daran als er? wer mehr zu bedauern, als er? wer der Hilfe bedürftiger, als eben er? Da er so gebrechlich war, daß er sich nichts mehr verdienen konnte, was stand ihm anders bevor, als eine gänzliche Verarmung?

Die Last des Unterhaltes für ihn wäre freylich nach natürlichen und bürgerlichen

Rechten auf Seite des Felix gewesen; allein davon wollte er weder was wissen noch hören. Er sträubte sich nach Kräften entgegen, als man ihm den Sixt (so hieß der Taglöhner) zur Verpflegung anwies. Er läugnete es, daß er ihn zur Heurath habe an- und aufgenommen. Und als dieser Zwist zu Gerichte kam, so fand er Mittel und Wege, sich aus der Schlinge zu ziehen, und seinen Taglöhner der Gemeinde in Wiesenkirchen zum Unterhalte aufzubürden.

So himmelschreyend nun diese Sünde war, so ließ sich doch Felix hierüber kein graues Haar wachsen. Er hätte ihn wohl noch ganz aus seinem Häuschen verstoßen, wenn ihm sein Versuch geglückt hätte.

Was hiezu Ursache gegeben, lehrt folgende Erzählung.

13.

Es gehet nicht immer so.

Nein! so kann es nicht gehen; denn unrecht Gut thut nie gut.

Schon einige Jahre her hauseten sich Felix und Vibiana nicht mehr recht glücklich. Es kehrte von Zeit zu Zeit ein Unglück bey ihnen ein. Sie klagten es sich selbst manchmal einander, es gehe die Hauswirthschaft nicht mehr so wie ehemal, und sie verstehen nicht, woher dieß komme. Gottes Segen, glaubte sein Weib, scheine nicht ganz mehr mit ihnen zu seyn. „Was dir alles träumet, erwiederte Felix unwillig, gedulden wir uns nur, es wird schon wieder besser." Aber statt anders und besser zu werden, traf sein Haus erst ein recht großes Unglück. Zwey seiner schönsten Pferde lagen in einer Nacht todt. So sehr Felix bey seinem Unglücke zu bedauern war, so gieng doch im Dorfe die Rede, es sey Strafe Gottes für die vielen Betrügereyen, deren er sich beym Pferdehandel schuldig gemacht, und die er gar nicht geachtet hätte. Man erzählte sich, wie er unter andern listigen Streichen, die er begangen hatte, einem blutarmen Manne ein Pferd, das er gefärbet, als jung und tauglich eingeschwätzet, und um ein Sünden-Geld verkauft und

ihn auf die unchristlichste Weise hintergangen habe. Man hatte sich längst gewundert, daß immer so viel Glück in Felixens Hause sey; da man doch allgemein wußte, welche Ueberlistungen Felix in seinem Handelsgeschäfte sich erlaubte und mit welchen Schwüren er jedesmal seine lügenhaften Vorgaben betheuerte. Auch im Küheстall kam seit einiger Zeit der Nutzen nicht mehr, wie ehevor. Felix, der, so ein weites Gewissen er übrigens hatte, doch sehr abergläubisch war, meynte, seine Ställe samt seinem Viehe seyen verhexet. Wirklich brachte er einen Mann herbey, der ihm zu helfen versprach, und unter verschiedenen Gebeths- und Segenssprüchen den Stall umgrub, um das Böse, wie er vorgab, zu erhaschen. Wie leicht sich leichtgläubige Menschen etwas vorspiegeln lassen, so glaubte auch Felix, der Mann habe das Böse gefunden, als er einen aus Glasscherben, Haaren und anderen Dingen zusammgewickelten Klumpen herausnahm und ihm vorwies; den sie sodann zerhackten und verbrannten. Wer war nun froher, als Felix? Gerne bezahlte er den Ka-

rolin, den der Mann für seine Hilfeleistung foderte; aber geholfen war nicht, und Felix erfuhr bald wieder, wie die Hexe des Unfalles noch immer forthause. Als man im Dorfe von dieser Geschichte hörte, hieß es allgemein: „Da hauset ganz eine andere Hexe, die nicht mit Gebethsformeln und Segenssprüchen zu vertreiben ist, welche sie selbst am leichtesten aus dem Hause schaffen könnten, wenn sie von ihren Ungerechtigkeiten einmal abstehen, und sich für die vielen Betrügereyen und Beschädigungen auf Ersatz und Vergütung verstehen, wenigstens doch einmal ihr Unrecht einsehen würden. Was aber dem Hause des Felix den größten Stoß gab, war der ungerechte Prozeß, den er führte, und der ihn viel Geld kostete. Das nun gab auch Ursache, warum er, um einiges Geld zu gewinnen, seines Taglöhners Wohnung samt einigen Gründen verkaufen wollte, wie oben erwähnet worden. Da aber Felix nicht durchsetzte, so kam er sehr bald in große Schulden. Es zeigte sich auch jetzt ganz offenbar, wie Glück und Segen von seinem Hause gewichen sind. Die

besser Gesinnten im Dorfe hatten es längst prophezeyet, daß es über kurz oder lange so gehen und alles zuletzt einen schlimmen Ausgang nehmen werde. „Wie soll da Gottes Segen einkehren und verbleiben, wo so viele Ungerechtigkeit ihren Wohnsitz hat, sagte Schulmeister Gotthard, und erzählte, wie ihm Herr Pfarrer schon öfters gesagt, daß ihn Felix seit seines Hierseyns über tausend Gulden an Zehentabgaben betrogen habe. Ehrlich war der nemlichen Meinung, und erzählte, wie er auch ihn an Rainen, Aeckern und Holzgründen verkürzet habe. Und so war Niemand im Dorfe, der nicht von Beschädigungen sagen konnte, die er von Felix erlitten hatte. Es wunderte sich daher auch Niemand, daß allerley Unglück im Hause des Felix einkehrte. Alle, wenn schon von ihnen selbst einige in ihren eigenen Busen hätten greifen dürfen, wußten gar wohl: „Unrecht Gut thut nie gut.“ Viele, was sie freylich nicht hätten thun sollen, vergönnten dem Felix alles Unglück und sagten, er hätte es längst verdienet. Aber Gotthard und Ehrlich betheten die strafende Gerech-

tigkeit Gottes an. Letzterer sagte: „kommt die Strafe (als nachhinkend mit der Krücke) auch nicht gleich, so kommt sie doch gewiß.“

14.

Was giebt es jetzt ab?

Es war ein recht schöner Herbstsonnabend, — da giengen Kilian und seine Ehegattin Regina nach vollendeter Arbeit in ihren Garten, und freuten sich herzlich all des Obstes, das ihnen heuer ihre Bäume brachten. Lange standen sie vor einem Birnbaume und betrachteten die großen schönen Birnen, von denen er voll war, und die wie Gold im Abendschimmer glänzten; denn sie waren schon ganz zeitig. „Mit diesen Birnen, sagte Kilian, dürfen wir uns nicht lange mehr trauen. Sehr leicht könnten sie uns gestohlen werden. Du weißt, welche gewissenslose Leute es giebt, und wie man sich überhaupt aus dem Obststehlen nichts machet.“ „Regina erwiederte ihm, sie seye mit ihm verstanden; habe auch schon daran

gedacht, und wenn es ihm recht ist, so wollen sie selbe gleich am Mondtag herabnehmen.“ „Nicht nur diese Birnen wollen wir in Sicherheit bringen, sprach Kilian, sondern auch anderes Obst, das mehr gezeitiget ist.“ Sie setzten sich darauf unweit dieses Birnbaumes an einem kleinen Grashügel nieder, und redeten bis gegen neun Uhr miteinander über Verschiedenes. Voll Dankes gegen Gott für alles, was er ihnen die ganze Woche hindurch an Leib und Seele Gutes gethan hat, begaben sie sich zur Ruhe, und empfahlen sich und alle ihre Angehörigen seinem Schutze.

Beyde hatten schon sehr gut geschlafen, als Regina auf einmal durch einen Schrey aus dem Schlafe geweckt wurde. Sie weckte sogleich auch ihren Mann, daß er nachsehen möchte, was es abgebe. Und als er zum Fenster hinaus in den Garten horchte, vernahm er ein klägliches Winseln. „Was giebt's? wer ist da?“ rief er mit starker Stimme; worauf die Antwort erfolgte: „ich bin's, ich bin heruntergefallen und habe den Fuß gebrochen. Ach, Gott! hilft

mir denn Niemand? ach! ach!" Kilian rief sogleich seinen zwey Söhnen, daß sie kommen und eine Trage mitbringen möchten. Sie giengen darauf mitsammen in den Garten; wie erschrack aber Kilian, als er sah, denn es war schöne Mondeshelle, daß der Unglückliche Felixens Sohn, Thomas sey. Zwey Kameraden, die mit stehlen geholfen, hatten sich indessen aus dem Staube gemacht. Sie legten also den Thomas auf die Trage, und brachten ihn zu seinen Eltern ins Haus. Den Sack Birnen aber, der am Baume lehnte, nahm Kilian und schob ihn in sein Haus. Hierauf erzählte er seinem Weibe, die unter der Thüre stand und auf ihn wartete, was sich zugetragen habe. „Du lieber Gott! rief Regina: was ist das wieder für ein Unglück für Felixens Haus!" „Ja wohl; sagte Kilian: aber dafür können wir nichts. Thomas muß sich das Unglück selbst zuschreiben. Und wer weiß es, warum es Gott geschehen ließ." Wenn es nur bey uns nicht geschehen wäre, meynte Regina; ihr wäre um die Birnen nicht — die wollte sie leicht verschmerzen. „Nun da läßt sich

nichts mehr ändern, versetzte Kilian: wie es ist, so ist es. Weil sich Thomas nur nicht todt gefallen hat; der Fuß wird bald wieder angeheilet seyn. Es ist wieder eine neue Warnung für viele; und hat vielleicht für uns selbst den Nutzen, daß uns das übrige Obst nicht mehr entwendet werde. Ein andersmal wollen wir klüger seyn und einen Hüter in den Garten stellen." Unter solchem gegenseitigen Gespräche warteten sie auf die Träger, um das Nähere zu erfahren. Diese aber konnten mehr nicht erzählen, als daß Thomas fürchterliche Schmerzen leide, und daß man auf der Stelle um den Arzt fortgeschicket habe. Mit dem zufrieden begaben sie sich zur Ruhe. Kilian und Regina betheten noch zuvor zu Gott, daß er alles zu Thomas und seiner Eltern Bestem leiten wolle.

Da der andere Tag ein Sonntag war, so war auch bald Lärmen im Dorfe, Thomas sey nächtlicher Zeit in Ehrlichs Garten beym Obststehlen gewesen, sey dann vom Baume heruntergefallen und habe sich den

Fuß gebrochen, so wie auch eine Hüfte sehr beschädiget.

Um die Sache recht inne zu werden, was Wahres daran ist, begab sich Nachmittag der Schulmeister in seines Schwagers Haus. „Ist's wirklich so, fragte er: daß man dir heute Nacht die Birnen habe stehlen wollen?“

Ehrlich. Ja! man hat sie mir stehlen wollen, aber sie nicht bekommen.

Gotth. Wie so?

Ehrl. Die Diebe haben, was sie gestohlen hatten, alles stehen und liegen lassen, wie du im Fletze den Sack Birnen noch stehen sehen kannst. Wahrscheinlich war Thomas derjenige, der auf den Baum gestiegen und die Birnen herunter schüttelte, und die zwey Kameraden werden selbe in den Sack geklaubet haben. Als aber das Unglück sich ereignet, und Thomas vom Baume stürzte, so nahmen die Mitstehler den Reisaus, und der Sack samt den Birnen blieb am Baume lehnen.

Reg. Da, Bruder! kannst du davon verkosten. (Sie war nemlich mit einem Tel-

ler voll Birnen hereingekommen, die sie auf den Tisch setzte.)

Gotth. Dank recht schön, Schwester!

Reg. Aber nicht wahr? das war ein Unglück.

Gotth. Das hat sich Thomas selbst bereitet.

Chrl. Und die Eltern mit. Gott wolle es zu ihrem zeitlichen und ewigen Heile lenken.

Gotth. O Schwager! du glaubst nicht, was ich immer meinen Schulkindern wegen dem Lügen, Betrügen und Stehlen vorpredige, wie ich ihnen es untersage, wie ich ihnen die Gefahren vorstelle, denen sie sich aussetzen.

Reg. Jetzt hast du gerade wieder die schönste Gelegenheit, dieses mit Nachdruck zu thun.

Gotth. Gleich morgen soll es geschehen.

Reg. Ja! wenn nur auch die Kinder alle darauf merkten. Bey Kindern heißt es: Bey einem Ohre hinein, bey dem anderen hinaus.

Ehrl. Und bey Großen ist es auch nicht viel anders — wohl oftmal noch schlechter. Mein! welch eine scharfe Predigt hatte nicht der Herr Pfarrer vor einigen Wochen gehalten über das fremde Gut, über Betrug und Diebstahl. Wie nachdrücklich sagte er es, daß wir nie nehmen — nie uns zueignen dürfen, was nicht unser ist; und daß wir jedesmal, wenn wir uns dergleichen erlauben, gegen das siebente göttliche Geboth handeln und sündigen. Die Ausreden, sprach er: die man so gerne vorbringt, als: ist ihm kein Schaden, er merkt's nicht; er hat dennoch Sachen im Ueberfluß u. s. w. gelten nicht. Sollte sich auch dieses alles so verhalten, so giebt doch dieses Niemanden ein Recht auf fremdes Eigenthum. Und ja das schon zeigt hinlänglich an, daß es nie recht seyn könne, weil man es heimlich thut.

Gotth. Eben so nachdrücklich sagte der Herr Pfarrer von dem, daß man, was nicht sein und eigen ist, niemal behalten dürfe, sondern daß es dem Eigenthümer zurückgestellt werden müsse. Das nemliche Ge-

both, sprach er, welches das Stehlen und Betrügen verbiethet, gebiethet auch dieses. Wenn schon einige denken und sagen: zu was hab ich mir dieses und jenes zugeeignet, wenn es mir nicht erlaubt seyn soll solches zu behalten, so sagt ihm doch das Geboth, du mußt es zurückegeben; es ist nicht dein und kann nicht dein werden.

Reg. Ich war dortmals nicht im Gottesdienste, als der Herr Pfarrer diese Predigt hielt, aber meine Kinder erzählten mir davon.

Gotth. So muß ich dir schon mehreres noch von selber nachtragen. Der Herr Pfarrer sagte nicht blos, daß man nicht stehlen, nicht betrügen, keinen Schaden zufügen soll, er erklärte auch die mancherley Weise, auf welche man sich gegen das Geboth: „Du sollst nicht stehlen“ versündigen könne. Dieß, sprach er: kann geschehen durch Raub, wenn man seinem Nächsten sein Eigenthum gewaltsam angreift und wegnimmt. Dieß kann geschehen durch Diebstahl, wenn man heimlich entfremdet. Dieß kann ferners geschehen durch Betrug, wenn man im Kaufe und Verkaufe nicht redlich

und aufrichtig zu Werke gehet. Wieder kann es geschehen durch Wucher, wenn man durch ungerechten Gewinn sich zu bereichern sucht. Endlich kann es geschehen durch Beschädigung, wenn man wie immer in zeitlichen Gütern einen Schaden zufüget.

Reg. O mein Gott! wie viel enthaltet das siebente Geboth auf solche Weise!

Gotth. Höre nur zu! ich bin noch lange nicht fertig. Jetzt nannte der Herr Pfarrer erst verschiedene Stände, und zeigte, wie sie sich gegen dieses Geboth versündigen können.

Chrl. Da ist auch unser Stand nicht ausgenommen, mein liebes Weib!

Reg. Das denke ich mir so; wenn ich mich nur in nichts schuldig finde.

Gotth. Ich will von diesen Ständen nur einige, und zwar solche anführen, die uns näher angehen. Er nannte die Diener, welchen die Verwaltung fremder Güter anvertraut ist — die Dienstbothen, die ihre Herrschaft bevortheilen, sie bestehlen, das Eingekaufte theuer anrechnen, die Sachen des Hauses mißbrauchen, verschenken und

verderben lassen. Er nannte die Eltern, welche ihren Kindern nichts sparen, nichts erwerben, das Ererbte durch Müssiggang, durch üble Wirthschaft, durch Trunk und Spiel verschwenden, oder das, was sie erwerben könnten, aus Faulheit vernachlässigen, oftmals auch noch in Austheilung des rechtmäßigen Erbgutes partheiisch sind, und ein und das andere Kind zum Nachtheile der andern bevortheilen. Er nannte die Ehegatten, die ohne Wissen und Bewilligung ihres Ehetheiles so manches heimlich veräussern, verschwenden, verschleppen. Er nannte die Kinder, welche vom Vermögen ihrer Eltern heimlich wegnehmen, unter dem Vorwande, als gehöre es ihnen; das Entwendete dann verthun, ihre Geschwister betrügen, sich bey Erbvertheilungen Vortheile zu ziehen suchen. Er nannte Handwerksleute, die ihre Arbeiten schlecht machen, von dem ihnen Anvertrauten veruntreuen, davon zurückbehalten, und durch sogenannte Handwerksvortheile fremde Sachen sich zueignen. Er nannte auch die Bauern, die in Zehent und anderen Abgaben, im Handel und Wan-

del betrügen. Und so nannte er noch viele andere her.

Reg. Wir sind schon mit diesen zufrieden. Lieber Gott! wie viele Ungerechtigkeiten werden auf solche Art begangen werden! Wie wenige denken daran, daß sie ein Geboth übertreten! Wie viele halten solches nur für eine Kleinigkeit!

Chrl. Davon sagte auch der Herr Pfarrer, daß man die Betrügereyen, Diebereyen und Beschädigungen gewöhnlich nur als Kleinigkeiten ansehe und angebe. Aber, fragte er: hat Gott bey Ertheilung des Gebothes, daß man nicht stehlen, nicht betrügen soll, einen Unterschied gemacht? Hat er kleinere, geringere Diebstähle und Betrügereyen von der Zurechnung einer Sünde ausgenommen? Hat er nicht einen allgemeinen Ausspruch gethan: „Du sollst nicht stehlen?“ Und dann, sprach er: wohin führt das, wenn man einmal angefangen hat, Kleinigkeiten nicht mehr zu achten? Die größten Diebe — haben sie nicht bey Kleinigkeiten angefangen?

Reg. Von der Erstattung des zugefüg=

ten Schadens, und von der Zurückgabe des fremden Gutes wird der Herr Pfarrer wohl auch gesprochen haben.

Gotth. O sehr viel, meine liebe Schwester!

Ehrl. Wie hätte er davon nicht reden sollen, da so viele von diesem Ersatze nichts hören — nichts wissen wollen!

Gotth. Er sagte: die Sünden gegen das siebente Geboth sind nicht, wie viele andere, so daß es hinreiche, wenn man sie bereuet, beichtet und bessert. Bey diesen wird mehr gefodert. Da tritt die Pflicht der Zurückgabe und der Erstattung ein.

Ehrl. Vergiß nicht, das Beyspiel zu erzählen, das der Herr Pfarrer bey dieser Gelegenheit anführte.

Reg. Was! ein Beyspiel. Das höre ich gerne.

Gotth. Sollst es auch gleich vernehmen. Die heilige Hedwig, so erzählte er: hatte einen Ehegemahl, Uladislaus, König in Pohlen. Sie brachte nun von ihm in Erfahrung, daß er sich mehrere Güter ungerechter Weise zugeeignet habe. Aeußerst

schmerzte sie dieß, und ließ ihr keine Ruhe. Nicht nur weil sie wußte, daß Glück und Segen ohne Gerechtigkeit, oder mit einem ungerechten Gute nicht bestehen können, als vorzüglich wegen dem Stande der Ungnade, in dem sich ihr Ehegemahl forthin befand, drang sie mit Bitten und Flehen unaufhörlich an ihn, selbe um Gottes willen zurückzustellen.

Reg. O mein lieber Kilian! wüßte ich, daß du je Jemanden einen Schaden zugefüget hättest, oder fremdes Gut besäßest; ich würde ein gleiches thun. Nicht aufhören würde ich zu bitten. Deine Füsse würde ich unter Thränen umschlingen, und nicht eher vor dir aufstehen, als bis dn mir volle Erstattung versprochen haben würdest.

Ehrl. So sollten auch alle Eheweiber es ihren Männern machen, von welchen sie wissen, daß sie nicht immer nach Gerechtigkeit handeln.

Gotth. Aber lasset mich die Geschichte ganz vollenden! Der König gab den Bitten seiner heiligen Gemahlin nach und erstattete alles zurück. Nachdem nun dieß geschehen

war, so sagte er zu ihr: „Nun wirst du doch wohl zufrieden seyn?“ „Ich bin zufrieden, und bin auch nicht zufrieden, antwortete Hedwig: zwar ist es wahr, wir haben das ungerechte Gut ersetzet; allein die deßhalb geflossenen Thränen der vielen Unterdrückten sind nicht ersetzet,“ sprach sie; und machte ihn aufmerksam, wie viel auch noch bey der schon geleisteten Erstattung zu erstatten wäre.

Ehrl. Höre, Regina! mir fällt gerade ein, daß wir auch ein fremdes Gut im Hause haben, welches wir zurückestellen müssen.

Reg. Was denn?

Ehrl. Den Sack mit den Birnen, den uns die Obstdiebe zurückgelassen haben.

Reg. Aber doch nicht die Birnen?

Ehrl. Ich werde hernach gleich den Sack ausleeren, und ihn selbst an Ort und Stelle bringen. Ich möchte ohnehin gerne wissen, wie es mit des Thomas seinem Falle aussehe.

Gotth. Und ich begleite dich dahin.

Ehrl. Recht so. Es stehet ja dem

Schulmeister schön an, wenn er einen seiner alten Schüler besuchet, und ihm heilsame Worte der Belehrung giebt. Der Herr Pfarrer, wie ich hörte, war schon Vormittag bey ihm.

Gotth. Dann muß ich auch bald nachkommen.

Sie endeten also ihr Gespräch. Regina gieng zu ihren Hausgeschäften. Ehrlich aber leerte den Sack, und gieng mit einem Paar Taschen voll Birnen für Thomas in Gesellschaft seines Schwagers, des Schulmeisters Gotthard, in's untere Dorf, wo Felixens Haus stand.

15.

Die zahlende Zeit.

Was war natürlicher, als daß die Leute über des Thomas Fall viel redeten und urtheilten — die einen so, die anderen anders. Die Meisten sagten, daß dieses Unglück sich mit Thomas ereignet habe, sey Strafe Gottes, weil sein Vater Felix auf

eine ungerechte Weise ihn vom Militärstande freygemacht habe. „Hätte er ihn dabey die sechs Jahre ausdienen lassen, sprachen sie: so hätte er ihn jetzt gesund und kräftig zur Arbeit, wo er ihn nun krank und bettliegerig zu Hause hat, und obendrein nicht wissen kann, wie die Heilung mit dem Beinbruche ausfalle, und ob er nicht Zeit Lebens zum Krüppel werde." Denn der Arzt selbst gab nicht viel Hoffnung zu einer glücklichen Heilung. Doch ward Thomas in so ferne hergestellet, daß er mit Hilfe einer Krücke seine Wege und Stege gehen konnte. Als ihn aber die Leute mit seiner Krücke zu sehen bekamen, ward erst das Gerede noch lauter. Allgemein hieß es: „Ha! ist die zahlende Zeit einmal da? Alles ist verdiente Strafe Gottes für das, weil Felix seinen Taglöhner Sixt verstoßen, ihm seinen Unterhalt entzogen, und ihn ungerechter Weise der Gemeinde zur Versorgung aufgebürdet hat." Der Herr Pfarrer, Gotthard und Ehrlich nebst noch einigen erkannten dieses freylich auch als von Gott zugelassene wohlverdiente Strafe; aber sie behielten

es bey sich im Herzen, und bemitleideten den Felix samt seinem Weibe und Kindern, weil sie wohl sahen, daß sein Gut täglich mehr herabsinke, und die Vergantung bald eintreffen werde. „So ist es halt, sprach der Herr Pfarrer einmal in Gesellschaft des Schulmeisters Gotthard und des Ehrlich: so wunderbarlich fügt es Gott, daß der Mensch immer sich schon selbst strafe, früher oder später. Vorzüglich machen Diebereyen und Betrügereyen einen schlechten Gewinn. Wie könnte es auch anders seyn! es wären ja sonst die Worte der heiligen Schrift erlogen. Diese aber sagt: [1]) Gotttloser Weise erworbene Schätze nützen nichts. [2]) Wer Unrecht säet, wird Unrecht ärndten. [3]) Wer fremdes Gut in sein Haus bringt, wird Wind zurücklassen. [4]) Verlaß dich nicht auf ungerechten Reich-

1) Spr. 10, 2.
2) Spr. 22, 8.
3) Spr. 11, 24.
4) Sir. 8, 8.

thum; denn er wird dir am Unglücks-tage nichts nützen. [5]) Lügenbrod (d. i. ungerecht erworbenes) ist einem Menschen angenehm; aber hernach wird sein Mund voll Steine (d. i. ein steinigtes Brod) werden. [6]) Säe nicht auf die Furchen der Ungerechtigkeit; sonst wirst du siebenfältig ärndten. [7]) Wenig mit Gerechtigkeit ist besser, als viele Einnahmen mit Unrecht." Das nämliche, erwiederte Gotthard, bestättiget eine Menge Sprichwörter. So heißt es: „Unrecht Gut thut nie gut. Ungerechte werden nie auf einen grünen Zweig kommen. Ein ungerechter Heller frißt hundert andere. Ehrlich währt am längsten. Eine treue Hand geht durchs ganze Land. Wer den andern betrügt, der macht einen Sack, in welchem er sich selbst fängt. Unrecht Gut ist ein Funke im Kleiderkasten. Wie gewonnen, so zerronnen."

---

5) Spr. 20, 17.
6) Sir. 7, 3.
7) Spr. 16, 8.

„Und man darf ja nur die tägliche Beobachtung und Erfahrung zu Rathe ziehen, sprach Ehrlich: so zeigt sich offenbar, daß der Ungerechte immer mehr verliere als gewinne. Oder ist nicht Felixens Haus der augenfälligste Beweis davon der ganzen Pfarrgemeinde?“ „O der unglückliche Felix, sagte der Herr Pfarrer: daß er auf meine oftmaligen Ermahnungen nicht geachtet hat. Jetzt sieht er es freylich ein, wo nicht mehr zu helfen ist. Und alle dreye bedauerten ihn vom Herzen.

16.

War denn gar nicht mehr zu helfen?

Nein! denn der Segen Gottes war für Felixens Haus auf immer weg; und so kam auch die Vergantung dieses Gutes sehr bald heran. Zum Glücke blieb dem Felix so viel übrig, daß er für sich und sein Weib noch ein Stübchen miethen konnte; aber sich nothdürftig genug fortbringen mußte. Größtentheils lebte er ohnehin von der Mildthätig-

keit anderer. Seine Kinder mußten dienen. Thomas, der zum Dienen nicht mehr taugbar war, suchte sich seinen Unterhalt durch Korbflechten zu verdienen.

Auf so eine Weise kam ein Gut, das eines der besten in ganz Wiesenkirchen war, und bey Felixens Vorfahren sehr gut stand, so tief herab, daß es mit ihm zur Vergantung kam, ein Theil zerstückelt und das übrige als eine Solde verkauft werden mußte. Daß es dem Felix äußerst wehe that, solches zu erfahren und mitanzusehen, läßt sich wohl denken. Eben so leicht ist einzusehen, daß ihm dieses, so wie die zukünftige Noth, in die er gerathen, die Augen öffnete. Wirklich begriff er, und dieß täglich mehr, daß er durch seine vielen Ungerechtigkeiten der einzige Urheber seines Unglückes war. Dieses bewog ihn auch, daß er jetzt als Prediger und Verkünder der Wahrheit auftrat: „Unrecht Gut thut nie gut.“ Nicht nur also seinen Kindern, auch wohl andern schärfte er ein, es ja ihm nicht nachzumachen, sondern jederzeit ehrlich und redlich zu handeln, wenn sie Gottes Segen verdienen wol-

len. Da wies er dann auf Kilian Ehrlichs glückliches und gesegnetes Haus hin. „Hier, sprach er: ist Gottes Segen, weil auch Ehrlichkeit da wohnet.“

17.

War also Kilian Ehrlichs Haus wirklich so glücklich und von Gott gesegnet?

Von Kilians Ehrlichkeit ist schon oben geredet worden. Zu dieser Ehrlichkeit hatte er von Jugend auf den Grund gelegt. Er wollte nämlich der ehrliche Mensch auch in der That seyn, wovon er den Namen trug, und nicht durch Unredlichkeit, durch Trug und List demselben widersprechen. Sohin enthielt er sich mit strenger Gewissenhaftigkeit, gegen Jemanden falsch und hinterlistig zu seyn. Er hütete sich vor jeder Art des Betruges, der Ungerechtigkeit, der Bevortheilung anderer, des mindesten ungerechten Gewinnes, so wie vor Beschädigung fremden Gutes. Jemanden auch nur das Geringste zu entwenden, davon war er weit entfernet. Man

hörte ihn oft sagen: „Im Kleinen fängt man an, im Großen hört man auf. Die größten Diebe, welche ihr Leben auf dem Richtplatze endeten, haben mit Kleinigkeiten angefangen.“ Seinem Gemüthe war das Geboth des weisesten Gesetzgebers, das er uns aus wahrhaft väterlicher Vorsicht aufgestellt, tief eingeprägt: „Du sollst deines Nächsten Haus, Ochsen, noch etwas, was sein ist, nicht begehren. *) Daher er nie eine unordentliche Neigung und Liebe zu zeitlichen Gütern in seinem Herzen aufkommen ließ, und selbes aufs sorgfältigste vor unordentlicher Anhänglichkeit an vergänglichen Reichthum bewahrte. Sehr wohl betrachtete er die Worte der heiligen Schrift, in welchen sie sagt: **) „Jene, die reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke, in viele thörichte und schädliche Lüste, welche die Menschen in's Verderben und äußerste Elend stürzen.“ Er lernte daher und übte frühezeitig christliche Genügsamkeit; lernte

*) 2 B. Mose 20, 17.

**) 1 Tim. 6, 9.

sich selbst kennen, gab genau auf sich Acht, und bestrebte sich, jene Quellen zu verstopfen, die ihn nach seinen Umständen zu einer Ungerechtigkeit hätten verleiten können. Daß Müssiggang die meisten Betrüger, Diebe und Ungerechte erzeuge, das wußte er; weßwegen er sich durch Fleiß und Arbeitsamkeit gegen jede Versuchung auf fremdes Gut waffnete. Den Allgegenwärtigen hatte er ohnehin bey allen seinen Handlungen vor Augen. Er vergaß es zu keiner Zeit, daß dieser in's Verborgene schaue und jeden bemerke, wo er auch dem Auge der Welt und menschlicher Richter zu entgehen glaubt. Im übrigen vertraute er Gott, und gab sich ihm und seinen weisen Fügungen ganz hin. Er bath täglich um ein genügsames, zufriedenes und frohes Herz. Sein Gebeth war das Gebeth des Salomons: *) „Armuth und Reichthum gieb mir nicht! nur gieb mir meinen zureichenden Unterhalt." Dabey war er sehr wohlthätig, und besonders barmher-

---

*) Spr. 30, 8.

zig gegen Nothleidende. Von jedem Gulden, den er einnahm, that er einen Groschen weg, und legte ihn in ein besonderes Schächtelein zur Hilfe der Armen. Er sagte selbst oft, daß er nicht begreife, wie das Schächtelchen manchmal so schnell voll werde, und er glaube, eine verborgene Hand lege mit ein. Er meynte Gottes Segen.

Als Vater suchte er ebenfalls diesem Laster bey seinen Kindern durch die sorgfältigste Erziehung möglichst vorzubeugen, jede Gelegenheit hiezu zu entfernen, und alle Anlässe auf die Seite zu räumen. Von ihren frühesten Jahren an prägte er ihren noch zarten Gemüthern die Grundsätze der Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit tief ein. Und wozu er sie schon so frühzeitig anführte, das beobachtete er selbst gewissenhaft, und gieng ihnen hierin mit seinem guten Beyspiele voran. Ein gleiches that die Mutter. Würde je eines von ihren Kindern sich eines solchen Fehlers schuldig gemacht haben, so wäre selber gewiß nie nachgesehen, sondern mit aller Strenge geahndet oder auch wohl gestrafet worden. Er stellte ihnen da-

her auch oft vor, was das für sie für ein Unglück werden könnte und müßte, wenn sie einmal anfangen würden, sich der Lüge zu ergeben, zu betrügen und zu stehlen. „Wie bald würde solches zur unausrottlichen Gewohnheit bey ihnen werden, sprach er: und zuletzt wäre es nicht auch möglich, daß aus ihnèn als noch kleinen Betrügern und Entwendern große unverbesserliche Zuchthaus- und Galgenwerthe Diebe werden möchten?“

So sehr also wurde in Kilian Ehrlichs Hause auf Ehrlichkeit gesehen und gedrungen. Was konnte aber diese Ehrlichkeit nebst Frömmigkeit und Wohlthätigkeit, die gleichfalls dort im hohen Maaße zu Hause waren, anderes in das Haus bringen, als Gottes reichlichen Segen. Dieser war aber auch in der That so groß, so überzählig, daß Ehrlich samt Weib und Kindern nie Mangel litt, und Glück und Wohlstand alle ihre Tritte begleitete. Zwar waren sie auch nicht ganz ohne Unfall. Denn wo kehrt dieser nicht ein? und wie ein Sprichwort sagt: so muß man auch mit dem Unglücke hausen. Kilian nämlich hatte gleich bey

Uebernahme des väterlichen Gutes zwey Pferde, von welchen er sich erst eines um mehr als hundert Thaler zugekaufet hatte, verlohren. In der Folge kam er eben so um zwey Kühe. Noch unglücklicher war er im Schweinstalle. Anderer kleinerer Unfälle ist gar nicht zu erwähnen. Aber dieses alles machte ihn nicht verzagt. Er setzte sein Vertrauen auf Gott fort, und Gottes Segen ersetzte ihm alles wieder. Daher sein gewöhnlicher Spruch, wenn ihm ein Unglück begegnete, oder ein Schaden zugefügt worden: „Gott kann es uns in einem anderen Stücke hundertfältig vergüten. Er hatte auch nicht unrecht. Und so war auch Kilian Ehrlichs Haus wirklich das glückliche von Gott gesegnete Haus.

18.

Ende der Erzählung.

Durch Gottes Gnadenlicht erleuchtet, und durch Noth und Armuth zur ernstlichen Gesinnung gebracht, hatte nun auch Felix

einsehen gelernet, welche große Sündenlast er seinem Gewissen aufgebürdet habe. Er war oft so niedergeschlagen, daß er ganz einem Verzweifelnden glich. Doch mit Hilfe des Herrn Pfarrers, dem er sich im geheimen Richterstuhle anvertraute, wurde er dahin beruhiget, daß ihm die schwere Last seiner durch seine unzählige Ungerechtigkeiten begangenen Vergehungen abgenommen worden. Aber wie er das Entwendete erstatten, die Schadenzufügungen vergüten, die Betrügereyen ersetzen solle, das war ihm ein Stein, der Zentner schwer auf seinem Herzen lag, und ihn ganze Nächte nicht ruhen ließ. Er und sein Weib, wenn sie dieß so manchmal mit einander überlegten, weinten dann bittere Thränen. Aber was konnte oder wollte man von ihnen für einen Ersatz fodern, da sie ganz verarmet waren. Die Pflicht der Erstattung konnte für sie unmöglich mehr eine Pflicht seyn. In dieser Verlegenheit, da Felix oft so hin und her sann, fiel ihm ein, er wolle den Herrn Pfarrer bitten, es beym pfärrlichen Gottesdienste öffentlich zu verkünden, daß er alle die um

Verzeihung und Nachlaß bitten lasse, die er auf was immer für eine Weise betrogen, bestohlen und beschädiget hat. Den Herrn Pfarrer hatte er ehevor schon demüthigst durch das Blut Jesu Christi gebethen, ihm die große Schuld wegen dem vielfältig entzogenen Zehent nachzusehen. Er machte auch wirklich das Gesuch bey Herrn Pfarrer. Doch glaubte dieser, ein solches ließe sich auf eine andere und leichtere Weise bewerkstelligen. Er machte ihm den Vorschlag, er wolle bey denen, denen er unrecht gethan zu haben glaube, und damit die Sache nicht zu offenbar werde, ihm in der Stille Nachlaß zu erwirken suchen. Nichts desto weniger gab sich aber Felix zufrieden. Er beharrte darauf, die Abbitte müsse von ihm öffentlich geschehen. Der Herr Pfarrer machte die Einwendung, und stellte ihm vor, daß eine solche öffentliche Verkündung einmal zu großes Aufsehen mache. Das soll es, erwiederte Felix. „Auch ich habe mit meinen Ungerechtigkeiten großes Aufsehen gemacht und Aergerniß gegeben. Die ganze Pfarrgemeinde soll es wissen, wie sehr ich

selbes bereue, und wie gerne ich alles ersetzen wollte, wenn ich noch im Stande wäre."

Der Herr Pfarrer, da er Felixens großen Ernst sah, wollte auch nichts mehr entgegen sagen. Nur meynte er, er wolle dieses bey Gelegenheit einer Predigt thun. „Das ist mir ganz recht, sprach Felix: ich werde bey selber gegenwärtig seyn." „O nein, entgegnete der Herr Pfarrer: dieß würde für euch zu hart und zu beschämend seyn." „Das ist eben die rechte Strafe und Buße für mich, sagte Felix: hab ich öffentlich gesündiget, so will ich auch öffentlich büßen."

Diese Rede ergriff das Gemüth des Herrn Pfarrers so sehr, daß er sich zum Cruzifixe hinwendete und rief: „O Herr! was vermag deine Gnade!" Es geschehe Euch also nach Eurem Verlangen, sagte hierauf der Herr Pfarrer und entließ ihn. „Ein wahres Bild eines reumüthigen und büßenden Davids, sprach er zu sich, und fieng nun an nachzudenken, an welchem Sonntage er dieses am schicklichsten vorneh-

men wolle. Er wählte hiezu den dritten Sonntag nach Pfingsten aus, der ohnehin nur vierzehen Tage mehr entfernet war.

An diesem Tage also betrat der Herr Pfarrer die Kanzel, um sich des gemachten Auftrages zu entledigen. Sein Vorspruch zur Predigt war: *) „So wird im Himmel größere Freude seyn über einen Sünder, der Buße thut, als über neun und neunzig Gerechte, welche der Buße nicht bedürfen.“ Nachdem er im Eingange eine kurze Erklärung des sonntäglichen heiligen Evangeliums gegeben hatte, gieng er auf den Sündenfall des Davids über, den er geschichtlich erzählte. Als er aber dahin kam, wie der Prophet Natham ihm seine begangene Sünde mit den Worten vorhielt: „Du bist eben jener Mann, der dieses gethan hat,“ und darüber erschreckt David im Bußgeiste erwiederte: „Ja! ich erkenne es, ich habe vor dem Herrn gesündiget;“ da sprach er: „Auch hier unter uns ist ein Mann, der

---

*) Luk. 15, 7.

mit David ruft: ich erkenne es, ich hab vor dem Herrn gesündiget — ein Mann, der viel Böses gethan, — ein Mann, dessen Gewissen mit großen Ungerechtigkeiten belastet ist, der aber in Demuth mit einem büßenden David seine Schuld bekennet, seine Uebelthaten vom Grunde seines Herzens bereuet, und bereitet wäre, alles zu erstatten und gut zu machen, wenn es noch in seinen Kräften stünde."

Man kann sich leicht denken, was für Augen manche bey diesen Worten machten, und welche Gedanken sich in ihrem Innern aufdrangen. Diese dachten dahin, jene dorthin. Einige erlaubten sich es sogar, heimlich auf Felix hinzuschielen.

„Wie aber, fuhr der Herr Pfarrer fort: auf das reuevolle Bekenntniß des Davids Natham ihn gleich versicherte, der Herr habe auch schon die Sünde von ihm weggenommen und sie ihm vergeben, so hat auch dieser Mann von Gott Barmherzigkeit erlanget."

Aber eines drückt noch schmerzlich sein Herz, die Pflicht der Erstattung seines ge=

thanenen Unrechtes. Er sollte erstatten; dieses erkennet er. Er möchte erstatten, und weiß, daß er es nicht vermöge. Um also seinem Herzen Beruhigung zu verschaffen, hat er mich bittlich angegangen, für ihn bey Euch um Nachlaß zu bitten. Er ist der unglückliche Felix, dessen traurige Umstände Ihr alle kennet. Er stellet sich hier als einen öffentlichen, nun aber reumüthig zu Gott zurückgekehrten Sünder dar, und verdient um so mehr Euer Mitleiden und Erbarmen. Ich bitte, versaget ihm demnach solches nicht, und schenket ihm um Gottes Barmherzigkeit willen die große Schuld, die er wegen Armuth nicht mehr abzutragen im Stande ist! Ich bitte, lasset in der Versicherung, daß ihm alles geschenkt ist, seine gedemüthigte niedergeschlagene Seele wieder Ruhe finden. Gedenket nicht mehr seiner Ungerechtigkeiten. Verzeihet auch Ihr ihm, wie ihm Gott verziehen hat. Er verspricht, seine Schuld, weil er sie in Werken nicht mehr abzahlen kann, durch tägliches Gebeth für Euch zu tilgen: bittet Euch aber auch noch, Euch an seiner durch Ungerechtigkeiten

arm und unglücklich gewordenen Person zu spiegeln, und ein Beyspiel von der Wahrheit des Sprichwortes für Euch, eure Kinder und Nachkommen zu nehmen: Unrecht Gut thut nie gut.

Alle Herzen der Zuhörenden waren bey dieser Rede gerührt. Kein Auge blieb trocken. Alle sprachen in ihrem Inneren: „Alles ist nachgelassen, alles verziehen, alles vergessen."

Nun lenkte der Herr Pfarrer wieder auf seinen ersteren Gegenstand ein, und schloß endlich mit den Worten seines Vorspruches: „Es wird im Himmel größere Freude seyn über einen Sünder, der Buße thut, als über neun und neunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen."

Niemand gieng nun froher und beruhigter aus der Kirche, als Felix; denn eine große Last war seinem Herzen abgenommen, so viel es ihm auch Beschämung und Ueberwindung kostete. Mit seliger Freude kehrte er in sein Stübchen zurück. Mit christlicher Geduld ertrug er von jetzt an seine Armuth als Folge seiner Ungerechtigkeiten. Und

so lange er noch lebte, war das sein tägliches inbrünstigstes Geboth, daß Gott alle, denen er wie immer zum Schaden gewesen, mit Glück und Segen überfüllen, und es ihnen in der anderen Welt tausendfach vergelten wolle.

Nicht aber alle andere giengen so froh aus der Kirche weg. Weil sie sich in manchen Stücken selbst schuldig wußten, so wurde auch ihr Gewissen unruhig gemacht, und sie zu sehr an die Pflicht der Erstattung erinnert. Viele verließen die Kirche ganz in sich gekehrt mit der Bewunderung einer so öffentlichen Buße. „So was, sprachen sie: haben wir nie gesehen, nie gehöret. Es erinnert an die ersten Christenzeiten.“ Noch viele andere, die sich an dieser Bußübung ungemein erbauet hatten, kehrten mit dem Vorsatze heim, nie ihre Hand nach fremden Gute auszustrecken. Die zwey Schwäger, Gotthard und Ehrlich, erklärten, nie einer eindringlicheren Predigt beygewohnet, und nie eine schönere Bußübung gesehen zu haben. „Der Nutzen hievon, sprachen sie: wird sich bald in der Folge zeigen.“

Sie prophezeyten auch nicht unwahr. In Wirklichkeit zeigten sich auch sehr bald Früchte von diesem Ereignisse. Da und dort wurde ein Schaden gut gemacht. Da und dort wurde ein Ersatz mit Geld gemacht. Da und dort ward in der Stille um Nachlaß nachgesuchet. Ueberhaupt aber hörten die Schadenzufügungen und andere Arten der Ungerechtigkeit in Wiesenkirchen von Tag zu Tag mehr auf. Dafür trat aber auch zusehends mehr Glück und Segen herein, und es bestättigte sich auch da, wie in aller Welt:

Ehrlichkeit bringt Glück in's Haus,
Unrecht Gut treibt es hinaus.

Denn

Unrecht Gut thut nie gut.

Nachwort.

Lieber Leser!

Denke nicht mehr: „es ist Dichtung," was du hier gelesen; sondern beherzige die Wahrheit: Unrecht Gut thut nie gut. Nimm dir einen Spiegel an dieser Erzählung (denn dazu ist sie geschrieben), daß du nie etwas gegen Gerechtigkeit, Ehrlichkeit und Treue begehest, wenn du Glück und Segen für diese Zeit, aber auch eine fröhliche Aussicht für die Ewigkeit haben willst. Und solltest du je etwas dergleichen begangen haben, so eile, es zu vergüten; denn die Wiedererstattung bleibt unerläßliche Pflicht. Dieses Gesetz ist so alt, als die Welt selbst. Jesus und die Apostel bestättigen es. Ohne sie ist keine Gnade Gottes, keine Ruhe des Gewissens — ein höchst trauriges Sterbebett und ein unglückliches Hinscheiden.

Dieß zum Schlusse und damit Gott empfohlen

vom

Verfasser.

Im Verlage der Krüll'schen Universitätsbuchhandlung zu Landshut sind theils erschienen, theils erscheinen noch im Laufe 1832 folgende empfehlungswerthe Schriften:

Glashauser, A., Rupert von Guteneck, oder der wahre Edelmann. Ein Familiengemälde für Alle, vorzüglich für die liebe Jugend neu dargestellt. gr. 12. 1832. 12 kr. od. 3 gr.

Husarenkind, das, oder: Gott hilft jeder Zeit den Seinigen. Eine lehrreiche Erzählung für die Jugend und Jugendfreunde. gr. 12. 1832.

Jais, P. A., schöne Geschichten und lehrreiche Erzählungen zur Sittenlehre für Kinder, und wohl auch für Erwachsene. 2 Bdchen. 12. 10 kr. od. 3 gr. geb. 14 kr. od. 5 gr.

Jugendspiegel. Eine Reihe kleiner Erzählungen. Von dem Verfasser der rührenden und lehrreichen Erzählungen für die Jugend. Mit 1 Kupf. 8. 1827. 15 kr. oder 4 gr. gebunden 18 kr. oder 6 gr.

Mauerer, W., Blüthenkränze, gewunden in einer Reihe merkwürdiger und lehrreicher Erzählungen zur Belehrung und Besserung für die liebe Jugend. Mit 1 schönen Titelkupfer. 8. 1832.

Nelk, Th., der Hut. Eine neue Erzählung für Alle, besonders für die reifere Jugend. Mit 1 Titelkupf. 12. 1831. 15 kr. oder 4 gr.

— — das Vergißmeinnicht. Eine neue Erzählung für die reifere Jugend. Mit 1 Titelkupfer. 12. 1832. 15 kr. od. 4 gr.

Noch ein Mal! Zwei ganz neue lehrreiche Erzählungen für die liebe Jugend von bekannten Jugendfreunden. (Enthält: Lohn der Tugend, vom Verfasser des Jugendspiegels. Die letzte Erzählung.) 12. 1832. 12 kr. od. 3 gr. geb. 15 kr. od. 4 gr.

Ried, J., der Schiffbruch, oder: Gott ist der Rächer aller Rache. Eine Erzählung zur Warnung und Belehrung, zunächst für Eltern und die reifere Jugend. 12. 1832.

Riedhofer, K. A., bethe und arbeite! oder, das tägliche Geschäft eines guten Christen. Mit einer Nachlese von Denksprüchen über Gebeth und Arbeit. Ein Christenlehr- und Prüfungsgeschenk. 2te Auflage vermehrt mit Beispielen aus dem Leben der Heiligen. 12. 1832. 10 kr. oder 3 gr.

— — Gott in seinen Fügungen und Erbarmungen wunderbar. Eine Geschichte zur Erbauung für Kleine und Große — Junge und Alte. 2te verm. und verb. Aufl. 12. 1832. 12 kr. od. 3 gr.

— — die einträglichste Lotterie, in welcher jede Einlage Gewinn ist; dargestellt in einer Geschichte mit lehrreichen Beispielen aus dem Leben der Heiligen Gottes. Ein Lesebüchlein für Jedermann zur Erbauung. 12. 1831. 12 kr. oder 3 gr.

— — Ehrenbund der Jünglinge und Jungfrauen in Kirschenthal. Eine Erzählung zur Belehrung über der hohen Werth der keuschen Jünglingschaft und der jungfräulichen Ehre; nebst Anweisungen, diese aufrecht und unversehrt zu erhalten. Ein Christenlehr- und Prüfungsgeschenk. 12. 1832. 12 kr. oder 3 gr.

— — wähle gut, so hast du's gut! oder die glücklichen Eheleute. Eine Familiengeschichte zur Belehrung und Erbauung geschrieben und allen guten Menschen erzählt. 12. 1831. 12 kr. oder 3 gr.

— — kleine Hauslegende oder Beispiele aus dem Leben der Heiligen mit sittlichen Anwendungen zur Stärkung und Bekräftigung im christkatholischen Glauben, besonders für die Jugend. Ein Christenlehr- und Prüfungsgeschenk. 8. 1832.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Riedhofer, Korbinian Anton,

Unrecht Gut thut nie gut, oder: Was der Segen Gottes in das Haus bringt

Landshut 1832

Mor. 811 f
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10597161-3